



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Hilfreiches Helfen **Praktisch-theologische Aspekte zur Komplexität** **der helfenden Beziehung**

verfasst von / submitted by

Markus Fellingner

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree
of

Master of Theology (MTh)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 790

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Evangelische Fachtheologie

Betreut von / Supervisor

O. Univ. -Prof. Dr. Wilfried Engeman

Inhalt

Inhalt.....	1
1 Einleitung.....	3
1.1 Persönlicher Zugang	3
1.2 Begriffsklärung	4
2 Der helfende Mensch.....	7
2.1 Das Angewiesensein des Menschen	7
2.2 Der Drang zu helfen	10
2.3 Liebe und Macht.....	12
2.4 Motivationskonglomerat (oder: die Endlichkeit des Helfens)	13
3 Die Beispielerzählung vom „barmherzigen Samariter“ als Vor-Bild des Helfens 18	
3.1 Vorbemerkungen.....	18
3.2 Nächstenliebe	19
3.3 Die Wahrnehmung	22
3.4 Die „Verunreinigung“ und Belastung	23
3.5 Kompetenz	26
3.6 Der Auftrag.....	28
3.7 Das Loslassen.....	29
3.8 Die Kooperation	31
3.9 Der eigene Weg	32
4 Zehn Kriterien hilfreich helfender Menschen	35
Vorbemerkung	35
4.1 Die Liebe zu sich selbst	35
4.2 Eigene Kompetenz und ihre Grenzen wahrnehmen	38
4.3 Hilfe und Dank annehmen können.....	40
4.4 Sich als Helfer helfen (lassen)	42
4.5 Ressourcen	44
4.6 Unterscheidung von Mitgefühl – Mitleid - Liebe	46
4.7 Reflexion eigener Macht- und Gestaltungsbedürfnisse	47

4.8	Das Verständnis von „stark“	49
4.9	Sich überflüssig machen und mögliche Konkurrenz	50
4.10	Hilfe durch Hilfsverweigerung und Ziehen von Grenzen.....	51
	 Fazit.....	 54
	Literaturverzeichnis.....	55
	Dank.....	58

1 Einleitung

1.1. Persönlicher Zugang

Die vorliegende Masterarbeit suggeriert bereits durch ihren Titel „hilfreiches“ Helfen, dass Helfen an sich nicht unproblematisch ist und leicht dazu neigt, auch negative Folgen mit sich zu bringen. Helfen ist eine sehr spezifische Form einer Beziehung, in der viele Komponenten zusammen spielen. In der vorliegenden Arbeit möchte ich einige Facetten der helfenden Beziehung aufzeigen. Viele Aspekte der Hilfeleistung und der Hilfe im Allgemeinen bleiben unberücksichtigt. Mir geht es an dieser Stelle mehr um die Dynamik einer Beziehung, wenngleich andere Aspekte (diakonische, soziologische, politische, etc.) naturgemäß mit herein spielen.

Persönlich bin ich auf mindestens vier Ebenen vom Thema so betroffen, dass es mir zum Bedürfnis wurde, es einer eingehenden Reflexion zu unterziehen:

Erstens bin ich von Kindesbeinen an insofern mit dem Thema besonders befasst, als in meiner Herkunftsfamilie durch die Gehörlosigkeit meines Vaters einerseits und durch eine sehr ausgeprägte Tradition der Hilfsbereitschaft auf der Seite meiner mütterlichen Vorfahren andererseits das Thema stets im Raum stand.

Zweitens habe ich selbst einen helfenden Beruf, beziehungsweise helfende Berufe, gewählt. Mein erstes (abgeschlossenes) Studium war Sozialarbeit. Über diese bin ich dann zur Theologie und in den Pfarrberuf gekommen, durchaus auch davon motiviert, an dieser Stelle eine Schnittstelle von verschiedenen Ebenen der Hilfe vorzufinden, von der seelsorgerlichen über die soziale bis hin zu politischen. Ich habe diesen Beruf immer gerne ausgeübt. Er hat mir die Erfüllung gebracht, die ich mir erhoffte, auch, weil „Helfen“ für mich Sinn stiftend ist und so wesentlich zu dem Glück beiträgt, so wie ich es verstehe. Seit nunmehr fast sieben Jahren bin ich als evangelischer Pfarrer für die Seelsorge in fünf sehr unterschiedlichen Justizanstalten in Niederösterreich zuständig und bin als solcher täglich in sehr vielschichtigen, sicher aber auch helfenden Beziehungen und dies in einem sehr speziellen Kontext. Ich bin selbst ein Helfer mit all den Facetten (und noch vielen mehr), die im Folgenden beleuchtet werden. Die intensive intellektuelle Beschäftigung mit dem Thema und das Formulieren dessen, was meine Erfahrung so wesentlich prägt, haben mir in meinem Selbstverständnis geholfen und den Blick geschärft.

Drittens beschäftigt mich eine Beobachtung aus meiner Seelsorgepraxis in den Haftanstalten besonders: Wider Erwarten begegnen mir überdurchschnittlich viele Insassen, die in irgendeiner Weise glaubhaft „nur helfen“ wollten und auch so wirken. Sie beschreiben sich selber als „Helfer“. (So z.B. die so genannten „Driver“ während der großen Flüchtlingsbewegung 2015). Ich vermute, es sind

nicht weniger „Helfer“ als Menschen mit einer starken kriminellen Energie inhaftiert. Immer wieder höre ich ähnliche Beschreibungen von helfenden Lebensstilen, man habe sich ja immer um alle gekümmert und so weiter. Auch finde ich dieses „helfende“ Verhalten mit ihren positiven und problematischen Schattierungen in der Lebensgemeinschaft der Inhaftierten wieder. Es reicht von tiefer Solidarität bis zu einem ausbeuterischen Gehabe und Abhängigkeitsverhältnissen. „Helfen“ ist eines der gängigsten Themen im Zusammenleben in Gefängnissen.

Viertens bin ich als Supervisor, Trainer und Berater im Non-Profit-Bereich tätig, also in Kontexten wie Krankenhaus, Obdachlosenarbeit, Hospiz, Notfall- und Telefonseelsorge und in der Ausbildung im Beratungskontext. In dieser Rolle gilt es, in erster Linie Beziehungs- und Kommunikationsstrukturen schnell und präzise zu erkennen und zur Sprache zu bringen. Naturgemäß ist hier die helfende Beziehung das Leitthema, gerade im Bereich der Seelsorge, in der das Tun und die Aktion sehr oft völlig zurück genommen werden müssen und das Helfen im radikalen Verzicht auf eine Handlung, also im Mit-Aushalten und schweigenden Beistehen besteht. Helfen ist gerade hier auf eine Beziehungsebene reduziert und macht etwas deutlich, das sich in allen anderen helfenden Beziehungen, die mehr äußere Handlungen beinhalten, widerspiegelt.

Ich habe in mehreren Vorträgen, Workshops und Studientagen im Bereich der Diakonie und Caritas, Ausbildung und Kirche das Thema auch vor dem Hintergrund ehrenamtlicher Arbeit eingebracht und vor allem das letzte Kapitel „Zehn Kriterien Helfender Beziehungen“ vor diesem Hintergrund entwickelt.

Die vorliegende Arbeit hat drei Hauptteile: nach einer anthropologischen Betrachtung wird nach einem Vor-Bild des Helfens gefragt, das ich im Gleichnis des „Barmherzigen Samariters“ finde. Schließlich folgen Kriterien, die dazu beitragen sollen, in der Praxis in verschiedenen Kontexten den Blick zu schärfen.

Dass ich meinen Text nicht in inklusiver Form formuliert habe, bitte ich mir nachzusehen. Es spiegelt nicht mein grundsätzliches Anliegen für inklusive Sprache wider, sondern ist schlicht der Schreib- und Lesbarkeit geschuldet. Dort, wo nur maskuline Formen zur Verwendung kommen, bitte ich, alle Geschlechter mitzudenken.

1.2. Begriffsklärung

„Helfen“ ist grammatikalisch ein Verb, ein Tätigkeitswort. Ich vermute, dass die meisten spontanen Assoziationen zum Verb „helfen“ auf eine Tätigkeit zielen und einen Helfenden und einen Hilfe in Anspruch Nehmenden im Blick haben, ein Beziehungsgefüge also zwischen einem Aktiven und einem Passiven. Der deutsche Duden stellt allerdings eine zweite Bedeutung daneben, die eher von beschreibender Natur ist, wie etwa „es hilft“:

jemandem durch tatkräftiges Eingreifen, durch Handreichungen oder körperliche Hilfestellung, durch irgendwelche Mittel oder den Einsatz seiner Persönlichkeit ermöglichen, [schneller und leichter] ein bestimmtes Ziel zu erreichen; jemandem bei etwas behilflich sein, Hilfe leisten im Hinblick auf die Erreichung eines angestrebten Zieles förderlich sein, die Durchführung einer bestimmten Absicht o. Ä. erleichtern; nützen¹

Im Titel dieser Arbeit „Hilfreiches Helfen“ stecken beide Bedeutungen. Zum einen das Beziehungsgefüge „helfen“, zum anderen wird angedeutet, dass dieses Verhältnis zwischen „geben“ und „nehmen“ ein sehr anfälliges ist. Ob „es hilft“, im Sinne „einem Ziel förderlich sein“, hängt von vielen Faktoren ab und muss erst evaluiert werden - und zwar in erster Linie von Seiten des „Hilfsempfängers“.

Schon bei der ersten Annäherung an die Begrifflichkeit kommt ein Unbehagen auf, spiegelt sich doch sofort ein Gefälle innerhalb dieser Beziehung wider. Da ist das helfende Subjekt in seiner Freiheit und dort das empfangende Objekt in seiner Abhängigkeit. Allein diese Spannung lässt ahnen, wie vulnerabel diese Beziehung ist und wie sehr es einer inneren Haltung und eines reflektierten Bewusstseins bedarf, die äußere Unausgewogenheit der Abhängigkeiten auszugleichen.² Helfen ist bei weitem mehr als äußeres Handeln, es ist auch Arbeit mit und in sich selbst. Das gilt sowohl für den Helfenden, als auch für den Empfänger von Hilfe. Gleichzeitig ist „Helfen“ aber im Menschen als Beziehungswesen angelegt, wie es Joachim Bauer³ im Kontrast zur Darwin'schen Durchsetzungstheorie eindrucksvoll aufgezeigt hat. Demnach zielen die neurobiologischen Motivationssysteme auf Beziehung ab: „Nichts aktiviert die Motivationssysteme so sehr, wie vom anderen gesehen zu werden, die Aussicht auf soziale Anerkennung, das Erleben von positiver Zuwendung und – erst recht – die Erfahrung von Liebe.“⁴ Das heißt, die Motivation zum Helfen liegt nicht in einem äußeren Imperativ, nicht in Ethik und Moral, Anstand und Sitte begründet, sondern ist geradezu als Veranlagung dem Menschen innewohnend⁵. Sie ist weder gut noch schlecht, sondern in sich

¹ <https://www.duden.de/rechtschreibung/helfen>, zuletzt aufgerufen am 22.5.2018.

² In seinem bemerkenswerten Artikel: „Partnerschaftliches Helfen“ (in: Bach, Ulrich: Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie, Göttingen 1980, plädiert Ulrich Bach für eine anzustrebende Zielvorstellung, „das ‚für‘ durch ein ‚mit‘ zu ersetzen, das heißt: wir bezeichnen es nicht als unser Ziel, für den anderen zu sorgen, sondern mit ihm zu leben.“ (A.a.O., S. 136.)

³ Bauer, Joachim: Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, München 2014.

⁴ A.a.O., S. 37

⁵ So kommen Heinz Rügger und Christoph Sigrist in ihrem Buch: „Helfendes Handeln im Spannungsfeld theologischer Begründungsansätze“ unter anderem zu dem Fazit: „Helfendes Handeln ist keine christliche Spezialität, sondern ein allgemeinemenschliches Phänomen. Menschen ist (naturwissenschaftlich gesehen) von ihrer evolutionsbiologischen Entwicklung oder

ambivalent: Sie birgt gleichzeitig – von Spiegelneuronen⁶ bewirktes – Mitgefühl, wie auch im Bedürfnis nach Anerkennung unter Umständen ein nicht gerade uneigennütziges Machtbedürfnis. Umso deutlicher obliegt es der Reflexion, den Impuls zu helfen so zu qualifizieren, dass er „hilfreich“, also dem Ziel nützlich und dem Gegenüber gerecht wird. Dieser Aufgabe möchte sich die vorliegende Arbeit stellen.

„Helfen“ ist demnach zutiefst menschlich und steht damit auch dem umfassenden Helfen Gottes gegenüber. Dies gilt es vor dem Hintergrund biblischen Sprachgebrauchs insofern zu betonen, als das griechische Wort „sozein“ (das auch das hebräische „jaschá“ wiedergibt) in der Lutherbibel in der Regel mit „helfen“ übersetzt wird, im Wesentlichen aber „retten“ meint und somit in der Hand Gottes liegt. „Die enge Beziehung von „helfen“ und „retten“ weist auf etwas für den Glaubenden Grundlegendes: Alles Helfenkönnen gründet in der vorausgehenden rettenden Hilfe Gottes. Weil mir und sofern mir geholfen ist, kann ich helfen.“⁷ Vor diesem Hintergrund bleibt menschliches Helfen eben menschlich auch im Sinne von begrenzt. Der Mensch ist nicht zuständig für die allumfassende Hilfe des Heilwerdens, sondern bleibt in seinem begrenzten Rahmen einerseits hinsichtlich seiner begrenzten Möglichkeiten und andererseits hinsichtlich seiner eigenen Bedürftigkeit und Angewiesenheit. So wird auch die eingeschränkte Hilfe des Menschen durchlässig für eine umfassende Hilfe über seinen Horizont hinaus: „Der Arzt behandelt, Gott heilt“.⁸

(theologisch gesprochen) von der Schöpfung her eine Disposition zu sozialem Verhalten und zu Empathie eigen.“ (Rüegger, Heinz/Sigrist, Christoph: Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich 2011, S.272)

⁶ Vgl. Bauer, Joachim: Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone, München ⁶2007

⁷ Ziemer, Jürgen; In Freiheit helfen. Zur psychologischen und theologischen Problematik der helfenden Berufe, in: ZdZ 44 (1990), S. 6-11, hier: S. 8.

⁸ Der französische Chirurg Paré (gest. 1590), zitiert nach Ziemer, , In Freiheit helfen, S. 8

2 Der helfende Mensch

2.1. Das Angewiesensein des Menschen

Kaum ein Lebewesen kommt so unfertig auf die Welt wie der Mensch. Ein Säugling ist nicht nur angewiesen auf Nahrungszufuhr, sondern auch auf umfassenden Schutz und Zuwendung. Bis zur selbständigen Überlebensfähigkeit eines Menschen braucht es eine lange Zeit. Allein bis alle physischen Voraussetzungen für das Überleben ausgebildet sind, vergehen Jahre. Wer in der ersten Zeit seines Lebens keine positive Bindungserfahrung gemacht und wenig Zuwendung erhalten hat, wird ein Leben lang davon geprägt sein. Seiner Umwelt ausgeliefert lernt das Kind von dem, was es wahrnimmt und was ihm widerfährt. Lernt es Sicherheit, Zuverlässigkeit, Wärme und Liebe, wird es psychisch „gut genährt“ und selbst bindungs- und beziehungsfähig werden. Das Kind ist vollständig abhängig davon, was es bekommt.

Dieses vollkommene Angewiesensein des Menschen ist nicht sein Mangel, sondern gehört m.E. zu seiner Würde. Es ist ein unverwechselbares Wesensmerkmal. Das ganze menschliche Leben ist darauf ausgerichtet und erfährt unter anderem genau in diesem Angewiesensein eine Bestimmung. So auch Ulrich Körtner: „Hilfsbedürftigkeit widerspricht nicht der Würde des Menschen – theologisch gesprochen: seiner Gottebenbildlichkeit – sondern gehört zum Wesen des Menschensein, weil es zu seiner Endlichkeit gehört.“⁹

Dies gilt nicht nur für den Beginn des menschlichen Lebens, sondern in ähnlicher Weise auch für dessen Ende. Der alte Mensch wird mit aller Wahrscheinlichkeit im Ausmaß seiner zunehmenden Gebrechlichkeit wieder angewiesen sein auf fremde Unterstützung und Hilfe, um sein Überleben zu sichern. Diese sich steigernde Hilfsbedürftigkeit wird sehr oft als Verlust erfahren und als Mangel an Gesundheit, Beweglichkeit und Orientierung, als Einschränkung. Je älter die Menschen werden, desto länger kann die Lebensphase der besonderen Hilfsbedürftigkeit dauern. In einer Zeit, in der Freiheit, Selbstbestimmtheit und Gesundheit als besondere Werte vermittelt werden, kann der Mangel gerade an den diesen Werten entsprechenden Fähigkeiten auch als beschämend und erniedrigend erfahren werden.

Umso deutlicher ist entgegenzuhalten: So sehr die grundsätzliche Hilfsbedürftigkeit zur Würde des heranwachsenden Menschen zählt, so sehr darf sie auch am Ende seines Lebens nicht als Mangel, sondern auch als seine Würde

⁹Körtner, Ulrich H.J.: Ethik im Krankenhaus. Diakonie-Seelsorge-Medizin, Göttingen 2007, S. 30

verstanden werden. Dies gilt es insofern umso stärker zu betonen, als diese Behauptung dem subjektiven Erleben zuwiderläuft. Die Werte der Selbständigkeit, Mündigkeit und das Verständnis von Freiheit als Gestaltungsmöglichkeit des Lebens, die seit der Aufklärung mit gutem Recht unser Dasein bestimmen und in die Pflicht nehmen, werden mit zunehmender Gebrechlichkeit unerfüllt bleiben. Eingeschränktsein geht vor diesem Hintergrund sehr leicht mit einem subjektiven Gefühl von Versagen einher. Gegen dieses beschämende Erleben ist es mir ein Anliegen, die Angewiesenheit des Menschen am Ende des Lebens als seine Würde zu postulieren. Angewiesenheit und Würde gehören zusammen, zählen sie doch beide ganz zur „Geschöpflichkeit“ des Menschen. Dies hat weitreichende Konsequenzen nicht nur in der psychologischen und seelsorgerlichen Begleitung von Menschen, sondern auch und ganz besonders in den entsprechenden Bereichen der Sozialethik und der Sozialpolitik.

Vor diesem Hintergrund ist auch das vierte Gebot zu verstehen (das erste, das auf das Sozialverhalten zielt und das zweite von zweien, die positiv formuliert sind), in dem aufgefordert wird, „Vater und Mutter zu ehren“, obwohl es zunächst um Versorgung geht. „Ehren“ könnte verstanden werden als sich der gegebenen Würde von Vater und Mutter gegenüber zu verhalten und zielt weit über die reine materielle Versorgung hinaus, die man ja auch anders zum Ausdruck hätte bringen können. Das hebräische Wort „kabad“ bedeutet „groß machen“, „Gewicht geben“ und schließt die Übersetzungsmöglichkeit „ehren“ beziehungsweise „würdigen“ oder „Würde geben“ mit ein.

So sehr Hilfsbedürftigkeit und Angewiesensein an den Lebensrändern evident sind, so sehr bestimmen sie auch das wesentlich unabhängigere Erwachsenenleben. Die Werte von Autonomie und Selbständigkeit, die seit der Aufklärung maßgebend geworden sind, gilt es festzuhalten und anzustreben. Gerade für Adoleszente gilt es als ein Merkmal psychischer Gesundheit und Reifung, sich vom Elternhaus abzulösen, die eigenen Kräfte zu mobilisieren und das Leben in Eigenverantwortung in die Hand zu nehmen. Freiheit wird dann sehr oft verstanden als ein Zustand größtmöglicher Unabhängigkeit und Autonomie. Angewiesensein und Hilflosigkeit werden als der Freiheit entgegen gerichtet wahrgenommen. Das ist vordergründig nachvollziehbar und wird üblicherweise auch so empfunden. Es stimmt nur objektiv nicht. Denn menschliches Leben, selbst in der Blütephase aller Kräfte, bleibt grundsätzlich auf andere und auf ein generelles Aufeinander-bezogen-Sein verwiesen. Macht sich der Mensch dies nicht immer wieder bewusst, läuft er Gefahr, von einer Hybris bestimmt zu werden, die nicht nur ständig in Anspruch genommene Hilfeleistung nicht wahrnimmt, sondern auch „niedere“ Dienste verachtet. Freiheit ist vor diesem Hintergrund nicht in erster Linie als Freisein von Angewiesenheit zu verstehen, sondern als das verantwortliche Umgehen mit der Gegebenheit des Aufeinander-verwiesen-

Seins des Menschen. Das bedeutet nicht nur, zu der eigenen Hilfsbedürftigkeit zu stehen, sondern sie auch nicht als subtiles Machtmittel oder als Mittel zu einem anderen Zweck zu missbrauchen. Es gilt, die Würde der Autonomie mit der Würde grundsätzlichen Angewiesenseins zu ergänzen und zusammen zu sehen. Sie sind beide unzertrennlich zur Würde des Menschen zu zählen.

Henning Luther warnt auch vor dem „Mythos der Vollkommenheit“: „Der Mythos sagt, dass wir eigentlich ganz und vollkommen sind. Unser ursprünglicher Naturzustand, zu dem wir zurückkehren wollen, ist der der Ganzheit und Vollkommenheit.“¹⁰ Er postuliert demgegenüber, das Leben wesentlich als Fragment zu verstehen: „Daß unsere jeweils erreichte Ich-Identität fragmentarisch bleiben muß, ergibt sich daraus, daß wir immer auf andere angewiesen sind. Das Ideal der scheinbar autarken, in sich selbst ruhenden und selbstgenügsamen Persönlichkeit leugnet mit der Fragmentarität gerade dieses Angewiesen-Sein und Verwiesen-Sein auf Andere“.¹¹

In der messianischen Gestalt, die die Christenheit in Jesus wiederfindet, kommt dieses Ineinander von Hilfsbedürftigkeit und Helfen besonders eindrucksvoll in dem bis ins Liedgut eingegangenen Bild des Propheten Sacharja zum Ausdruck: „dein König kommt zu dir, gerecht und heilvoll ist er, arm und auf einem Esel reitend, auf einem Hengst, einem Eselinnenjungen.“ (Sach 9,9b)¹² Das hebräische Wort „noschá“ („heilvoll“) drückt in erster Linie Hilfsbedürftigkeit aus und nicht das aktive Helfen¹³. Es ist offensichtlich, dass dieses Bild eines „schwachen“ Messias von Anfang an so anstößig war, dass gerade dieses Wort eine Umdeutung erfuhr, obgleich die Armut explizit und die Gewaltlosigkeit implizit im Bild des Eselfüllens angesprochen ist. In Jesus kommt uns gerade ein angewiesener und verletzlicher Messias entgegen. In ihm protestierte Gott „gegen unser gängiges Denken, das den Menschen von seinem Können und seiner Stärke her betrachtet. Jesus, der

¹⁰ Luther, Henning: Leben als Fragment. Der Mythos von der Ganzheit. WzM 43 (1991) S. 262-273, hier: S. 263.

¹¹ Luther, Henning: Leben als Fragment, S 267f

¹² Übersetzt von Karl Elliger in: Elliger, Karl: Das Buch der zwölf kleinen Propheten II, Die Propheten Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi [ATD 25], Göttingen⁸1982.; S.149

¹³ Ebd.: „Lässt man den masoretischen Text, wie er ist, so handelt es sich um einen König, dem selbst erst „geholfen worden“ ist, wie das oben mit heilvoll wiedergegebene Wort wörtlich zu übersetzen wäre. Die vorausgehende Aussage „gerecht“ wird also ebenfalls zunächst im passivischen Sinne zu verstehen sein: einer, der recht bekommen, den Sieg behalten hat durch höheren Beistand. Dem entspricht, dass das eigene Wesen des Kommenden mit dem Lieblingswort später Psalmen als „arm“ bezeichnet wird. Damit ist vor allem die „demütige“ Haltung des Fürsten Gott gegenüber gemeint, aber zugleich seine ganze aus diesem innersten Wesen sich ergebende Art.“

Retter der Welt, geriet in Not. Er hatte es nötig, selber nach Ägypten, ins Asyl, gerettet zu werden. So läßt er uns erkennen, daß zu unserem eigenen Leben auch Schwäche und Hilfsbedürftigkeit hinzugehören.“¹⁴ So sendet Jesus auch seine Jünger „wie Lämmer mitten unter die Wölfe“ (Lk 10,3), nicht um eindrucksvoll zu helfen oder zu bekehren, sondern um als Gäste – als solche sind sie auf Gastfreundschaft angewiesen - dort zu bleiben, wo sie Aufnahme finden (vgl Lk 10, 3ff).

2.2. Der Drang zu helfen

Mit der angeborenen Hilfsbedürftigkeit und dem grundsätzlichen Angewiesensein des Menschen korrespondiert eine immanente Fürsorglichkeit.¹⁵ Diese ist zunächst kein Ergebnis von Lernen und Erziehung, sondern sie zählt zu einer wesensmäßigen Veranlagung des Menschen,¹⁶ wie besonders Joachim Bauer in der Beschreibung von Spiegelneuronen in der Abgrenzung zu Darwins Durchsetzungslehre dargestellt hat.¹⁷ Man kann durchaus von einem Fürsorgetrieb sprechen, der das Überleben der heranzuziehenden Generation und der Gemeinschaft als ganzer sichern soll. Helfen ist vor diesem Hintergrund nicht primär eine altruistische oder moralische Leistung, sondern die Ausübung eines angelegten Reflexes: “ Moralisches Handeln folgt nicht ausschließlich verallgemeinerbaren sittlichen Normen, sondern es ist auch von Gefühlen, von Intuitionen und von alle Moral transzendierenden Grundorientierungen des Lebens geleitet. “¹⁸ „Dieser primäre, vorreflexive Appell wird sekundär durch philosophische, theologische oder weltanschauliche Deutung begründet, gewertet, vertieft oder je nach dem auch abgeschwächt. Es ist unumgänglich, dass der primäre Impuls zu helfen sich in solchen Deutungen expliziert.“¹⁹ So gibt es kein

¹⁴ Schibilsky, Michael: Ethik der Menschenwürde. Das Menschenbild in der Diakonie – gegenwärtige Herausforderungen. In: Schilsky, Michael (Hg): Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, S. 209-227, hier: S. 222.

¹⁵ Rüeegger / Sigrist: Helfendes Handeln; S. 274: „Alle Menschen sind zugleich hilfebedürftig und zum Helfen befähigt. Diakonie geht von einem Menschenbild aus, das alle Menschen prinzipiell als verletzbare, der Hilfe durch andere bedürftige und zugleich zur Hilfe gegenüber anderen befähigte Wesen sieht.“ (S. 274)

¹⁶ Der jüdische Philosoph E. Levinas erkennt in der Verantwortlichkeit des Menschen ein Wesensmerkmal seiner Subjektivität: „In der Tat ist die Verantwortlichkeit kein bloßes Attribut der Subjektivität, so als würde diese bereits vor der ethischen Beziehung in sich selbst existieren. Die Subjektivität ist nicht ein Für-sich, sie ist, um es zu wiederholen, ursprünglich ein Für-einen-Anderen“ (Levinas, Emanuel: Ethik und Unendliches, Graz/Wien 1986, S. 73) zitiert nach Henning Luther: Leben als Fragment, S. 268

¹⁷ Bauer,: Prinzip Menschlichkeit.

¹⁸ Körtner: Ethik im Krankenhaus, S.37

¹⁹ Rüeegger/Sigrist: Helfendes Handeln; S 66

genuin „christliches“ Helfen, allenfalls kann neutestamentlich in den Gleichnissen Jesu wie etwa dem vom „letzten Weltgericht“ (Mt 25,31-48) oder vom „barmherzigen Samariter“ gezeigt werden, dass hier die Vorbilder intuitiv und ideologiebefreit handeln. Gerd Theissen leitet aus diesen Gleichniserzählungen ein universales Hilfsethos im Neuen Testament ab.²⁰ Zugespielt könnte man paradox formulieren: Das spezifisch christliche Helfen im Sinne Jesu ist das absichtslose, nicht religiös motivierte Handeln.

Joachim Bauer hat erkannt, dass das Ziel aller neurobiologischen Motivationssysteme die menschliche Beziehung ist: „Kern aller Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben.“²¹ „Helfen“ vereint wohl besonders deutlich den Wunsch, Zuwendung zu erlangen und zu geben und ist gefährdet, aus der Balance zu fallen.

„Helfen“ kann quasi als eine Art Rohmaterial menschlichen Verhaltens verstanden werden, das erst im zweiten Schritt veredelt oder missbraucht oder irgendwie gestaltet wird, sich also der Verantwortung des reifen Menschen unterstellt.²² Es kann also auch verstanden werden als die Kultivierung eines Fürsorgetriebs²³. Daraus ergibt sich die „Ethik des Helfens“ und damit verbunden die Verantwortung des Menschen, mit dieser Veranlagung so umzugehen, dass es den Beteiligten wesentlich dient. So wie die Hilflosigkeit als Wesensmerkmal des Menschen zu betrachten ist und damit zu seiner Würde gehört, so auch das Streben zum Helfen und vor allem die Verantwortung, sie gemeinschaftsfördernd zu gestalten. Ein herabgesetzter oder nicht vorhandener Reflex zum Helfen würde als schizoider Zug gelten und bis hin zu einer psychischen Störung im Sinne einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung verstanden werden. Der überwiegende Teil dieser Arbeit wird sich mit der Herausforderung beschäftigen, das Streben zum Helfen zu reflektieren, nach einem Ideal auszurichten und Kriterien hilfreichen Helfens zu entwerfen.

²⁰ Vgl. Theissen, Gerd: Universales Hilfsethos im Neuen Testament? Mt 25,31-46 und Lk 10,25-37 und das christliche Verständnis des Helfens. In: GuL 15 (2000), S. 22-37

²¹ Theissen, Universales Hilfsethos, S.36.

²² So spricht etwa die Psychologin Andrea Beetz, die in Rostock und Wien die Mensch-Tier-Beziehung erforscht, von einem Fürsorgetrieb: „Wenn man Fürsorgeverhalten zeigt, wird das Hormon Oxytocin ausgeschüttet“, erklärt sie. „Es bewirkt, dass man sich gut fühlt, dass man sich entspannt.“ (Beetz, Andrea: Darum sollten Enten nicht gefüttert werden. In: Kurier vom 16.10.2016, www.kurier.at, zuletzt aufgerufen am 17.6.2018)

²³ Dazu auch die neurobiologische Entdeckung des Belohnungszentrums im Gehirn, das Grundlage des Kindchenschemas sein dürfte: <https://www.uni-muenster.de>: Kindchenschema wirkt im Kopf. Zuletzt aufgerufen am: 12.6.2018

2.3. Liebe und Macht

Dem Menschenbild entsprechend, das Alfred Adler entworfen hat, sehe ich die grundsätzliche Veranlagung zum Helfen eingebettet in zwei konkurrierende Strebungen des Menschen, die gerade hinsichtlich des Helfens auf verschiedene Weise zur Geltung kommen: das Streben nach Gemeinschaft und das Geltungsstreben, das Streben nach Macht. Adler geht dabei von dem ursprünglichen Gefühl der Minderwertigkeit aus, das es zu überwinden gilt. Ein Kind erlebt sich schon rein physisch als klein und zur Gänze angewiesen. Es zählt zur Vitalität eines Kindes, „groß“ werden zu wollen und Anerkennung zu bekommen. Der eine Weg führt über die Anerkennung der Gemeinschaft, indem es Erwartungen entsprechen und erfüllen und der Gemeinschaft nützlich sein will. Die Bestätigung durch diese nährt den Selbstwert und den Wunsch nach weiterer Anerkennung, woraus sich ein Lebensstil entwickelt, der das grundsätzliche Minderwertigkeitsgefühl durch soziale Anpassung und Fürsorge überwindet und den Selbstwert auf diese Weise stärkt.

An dieser Stelle möchte ich auch nicht ganz auf den Begriff „Liebe“ verzichten²⁴, der zwar leicht missbraucht und hochstilisiert werden kann. Aber ihn wegzulassen, weil er zu wenig eindeutig ist, hieße auch, die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu reduzieren, sofern man davon ausgeht, dass Gott Liebe ist (1. Joh 4,7). Insofern wir von einer „Gottebenbildlichkeit“ des Menschen ausgehen, ist der Kern seines Wesens und seine eigentlichste Bestimmung auf Liebe ausgerichtet. Die Befähigung und Berufung zur Liebe reicht weiter als der Gemeinschaftssinn, da „Liebe“ sowohl Ausgangspunkt als auch Ziel der Bestrebung vereint. Sie bleibt aber in ihrem Wesen nicht beschreibbar, sondern höchstens ein hymnisch zu besingendes Mysterium, das über das Menschliche hinaus weist. Die tätige „Nächstenliebe“ ist aber die Konkretisierung dieser umfassenden Liebe in menschlicher Verantwortung. Nur so ist „Liebe“ nichts Abgehobenes und rein Ästhetisches, sondern gleichzeitig geerdet und verantwortet, aber „dem Himmel entnommen“. Als solche ist sie umfassend und schließt alle Facetten der Liebe ein, auch die erotische, die als *ein* Antrieb in verschiedener Weise sich auch in der helfenden Beziehung zeigt. „Über jeder helfenden Beziehung liegt auch ein Hauch Erotik.“²⁵

Der andere Weg, „groß“ zu werden und die defizitäre Ausgangslage zu überwinden, besteht darin, sich dem Vergleich mit anderen zu stellen und

²⁴ vgl. auch Körtner, Ethik im Krankenhaus, S. 36

²⁵ Ziemer, In Freiheit helfen, S.8

möglichst „größer“ zu werden als andere.²⁶ Das Streben nach Macht besteht gerade darin, eine höhere Position einzunehmen als andere und damit einen größeren Einfluss ausüben zu können. Dabei ist zu beachten, dass hier nicht dualistisch gespalten und eindeutig zwischen guter und schlechter Strebung unterschieden wird. Einerseits kann der Gemeinschaftssinn zu einem Lebensstil problematischer Überanpassung führen, andererseits das Machtstreben etwa zu einer Bereitschaft, Führungsverantwortung zu übernehmen und das soziale Leben mitzugestalten. Im „Helfen“ greifen beide Strebungen stark – auch in einer gewissen Gleichzeitigkeit - ineinander und machen so die helfende Beziehung zu einem sehr vielschichtigen und bisweilen ambivalenten Geschehen. Vor diesem Hintergrund ist einerseits die ausführliche, grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Thema, andererseits noch mehr die nüchterne Selbstreflexion von Nöten.

2.4. Motivationskonglomerat (oder: die Endlichkeit des Helfens)

Das Helfen ist in Misskredit geraten. Vor allem wird das implizite Gefälle zwischen Hilfe Spendenden und Hilfe Empfangenden hervorgehoben. Dies kommt z.B. in dem Aufsatz von Dietrich Stollberg mit dem Thema „Helfen heißt herrschen“²⁷ zum Ausdruck. Der Vortrag wurde anlässlich des Thurneysen-Symposiums 1988 in Bad Boll gehalten. Bevor er sich mit dem Verhältnis von Theologie und Psychologie auseinandersetzt, greift er das provokante Tagungsthema auf und listet unter anderem Gefahrenpotentiale hinsichtlich des Machtgefälles der helfenden Beziehung auf:

„Der Satz: „Helfen heißt herrschen“ bedeutet also

1. die natürliche Tatsache eines Macht-Ohnmacht-Gefälles in jeder helfenden Beziehung, Asymmetrie und Abhängigkeit,

²⁶ Rudolf Dreikurs weist in seinem Buch „Grundbegriffe der Individualpsychologie“ , (Dreikurs, Rudolf: Grundbegriffe der Individualpsychologie, Stuttgart ⁶1990) auf die Entwicklung des Adler'schen Menschenbildes hin, die die von Joachim Bauer formulierten Erkenntnisse aus der Neurobiologie bestätigt: „Adler hat ursprünglich angenommen, daß das Minderwertigkeitsgefühl die wichtigste Triebkraft des Menschen sei. Er betrachtete das Leben als ständige Bewegung von unten nach oben, von Minus zu Plus. Daher nahm er an, daß die Kompensation für das „natürliche“ Minderwertigkeitsgefühl immer zum Machtstreben führen müsse, welches als natürliches Ziel aller Menschen anzusehen sei. In seiner letzten Phase erkannte Adler aber, daß der Wille zur Macht und das Streben nach persönlicher Geltung nicht als natürlich und unerlässlich gelten müssen. Sie bilden eine verfehlte Richtung und Motivation. Grundsätzlich für den Menschen ist das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, wie es durch das Gemeinschaftsgefühl erlebt wird.“ (S. 35).

²⁷ Stollberg, Dietrich: Helfen heißt herrschen. Zum Verhältnis von Theologie und Psychologie. In: Pth 77, (1988), S. 473-484, 1988

2. die latente Reziprozität dieses Gefälles und damit zusammenhängende unbewußte gegenseitige Abhängigkeit,
3. die Transparenz dienender Funktionen einer Gemeinschaft auf Herrschaftspotentiale hin,
4. die Möglichkeit, soziale ‚Dienste‘ zur Festigung statt zur Lockerung von Abhängigkeiten zu missbrauchen,
5. die Gefahr, unter dem Decknamen ‚Verantwortung‘ andere zu beherrschen, Eigenverantwortung aber zu vermeiden,
6. das Motiv, anderen zu helfen, um sie loszuwerden, eine für einen selber unerträgliche Situation – z.B. das berühmte Zuschauenmüssen – zu erleichtern und eigene Schuldgefühle zu lindern,
7. das Bedürfnis, der internalisierten Norm ‚Du sollst helfen‘ zu genügen und das Gewissen zu beruhigen,
8. die Möglichkeit, Hilfe zu verweigern, sei es aus Bosheit (Rache, Unlust, Rivalität, Angst, usw.) sei es aus der Absicht heraus, den anderen als erwachsenen Partner – und sich selbst als keineswegs überlegen – im Rahmen der Realität und ihrer Grenzen ganz ernst zu nehmen.“²⁸

Damals war längst Wolfgang Schmidbauers Buch „Die hilflosen Helfer“²⁹ zu einer Pflichtlektüre aller helfenden Berufe geworden und das dort beschriebene „Helfersyndrom“ ein Dauerverdacht hinter allem Engagement. Kaum jemand würde heute die Problematik bagatellisieren, in erster Linie das eigene geschwächte Selbstwertgefühl dadurch stärken zu wollen, indem man vermeintlich Schwächeren helfen will. Allzu leicht verbirgt sich hinter dem sozial anerkannten „Helfen“ die weniger anerkannte Strebung nach Macht und Herrschen. Versteckte Motive zu entlarven war und bleibt wichtig. Dass Schmidbauers Buch in diesem Maße wirksam wurde, hat ihn selber erschreckt, was im Vorwort zur 4. Auflage durchschimmert, in dem er etwas von der Einseitigkeit des Buches modifiziert.

Schmidbauers Warnung vor dem Helfersyndrom muss erhalten, aber wesentlich ergänzt werden. Vor allem erscheinen mir drei Blickpunkte wichtig:

Erstens ist an dieser Stelle noch einmal auf die anthropologische Dimension hinzuweisen, die den Menschen nicht nur von Moral und Ethik her auf Gemeinschaft verweist, sondern wesensmäßig und biologisch. Hilfsbedürftigkeit und Helfen gehören beide zur Würde des Menschen. Anders gesagt, ein gesunder Mensch kann fast nicht anders als helfen wollen. Das hieße, dass die rücksichtslose Durchsetzung eigener Interessen und das einseitige Sorgen um

²⁸ Stollberg, Helfen heißt herrschen, S. 475

²⁹ Schmidbauer, Wolfgang: Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe, Reinbeck, 1977

den Eigennutz auf Kosten anderer nicht primär in den Menschen gelegt sind, sondern sekundär etwa durch Überlebensangst und die Angst, zu kurz zu kommen, entwickelt werden. Diese Ängste sind wirksam und prägen in verschiedener Weise die Persönlichkeit³⁰, sie machen sie aber nicht zur Gänze aus. Viele andere Einflüsse mögen dazu führen, dass Menschen von einer Hilfsbereitschaft abrücken. So könnte etwa – meiner Beobachtung nach - die in unserer Zeit sich breit machende Zuschauermentalität sich auch dahin gehend auswirken, dass Menschen sich nicht zum Handeln aufgefordert wahrnehmen, weil sie zu „Zuschauern des Lebens“ geworden sind.

Wie oben erwähnt, greifen beide Veranlagungen und Kräfte – Liebe und Geltungs-, bzw. Machtstreben - im Menschen ineinander und sind oft auch gleichzeitig wirksam. Das heißt, die Motivationslage schillert und ist vieldimensional und auch widersprüchlich.

Zweitens: Die Endlichkeit des Menschen ist nicht nur an den Lebensrändern zu beobachten, sondern bestimmt das gesamte Leben. Vor diesem Hintergrund scheint es mir angebracht zu sein, mit Fulbert Steffensky gegen den „Totalitäts-Terror“ die Stimme zu erheben:

„Gegen den Totalitäts-Terror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegt nicht am Ende, im vollkommenen Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur in dem Sinn, dass wir sterben müssen. Die Endlichkeit liegt im Leben selber, im begrenzten Glück, im begrenzten Gelingen, in der begrenzten Ausgefülltheit. Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein.“³¹

Vor diesem Hintergrund ist zu postulieren: Unser Helfen bleibt meist ein gebrochenes nicht nur vom Ergebnis, sondern noch viel mehr von der Motivationslage der Helfer her. Gerade darin bleibt es eben auch sehr menschlich und oft allzu menschlich. Die „reine“ Motivation im Sinne eine Absicht, die nicht auch in sich widersprüchlich ist oder gleichzeitig auch andere Absichten beinhaltet, kommt wohl in den seltensten Fällen vor. Die Gleichzeitigkeit der Motive und das Fragmentarische des Menschseins sind nicht bloß Mangel. Ich möchte dafür eintreten, dass sie auch zur Schönheit des Menschen zählen. Dies versteht sich eben nicht von dem unmittelbaren Erleben her, sondern muss in der beschämenden Erfahrung des Mangels diesem entgegen gehalten werden als eine Entlastung von überhöhten Idealen. So formuliert Henning Luther: „Gegen

³⁰ Vgl.: Fritz Riemann: Die Grundformen der Angst.

³¹ Steffensky, Fulbert: Wider die Angst vor dem Unglück. <http://docplayer.org/24604836-Wider-die-angst-vor-dem-unglueck.html>; zuletzt aufgerufen am 16.6. 2018

das Ideal der Ganzheit und Vollkommenheit möchte ich die Vorstellung vom *Fragment* ins Spiel bringen. Leben als Fragment zu verstehen, heißt nicht erniedrigt zu werden, auf die Unvollkommenheit *festgelegt* zu werden, also klein gemacht zu werden. Dies meint keine falsche Bescheidenheit. Leben als Fragment zu verstehen, soll vielmehr eine Befreiung sein, die uns von falschen Idealen erlöst (...) Sehen wir unser Leben als Fragment, werden wir freier. Oder: Verstehen wir unser Leben als Fragment, können wir aufatmen und leben.“³² Ich möchte in diesem Kontext hinzufügen: Wir können uns etwas von einer Unvoreingenommenheit im Helfen bewahren trotz der Vielfalt der Motive und Fragwürdigkeiten. Unser Helfen bleibt eben „menschlich“ in der Doppeldeutigkeit des Begriffs³³ und getragen von einem befreienden Glauben. Mit Ruegger/Sigrist ist festzuhalten, „dass christlicher Glaube mit seinem Vertrauen auf Gottes Vergebung eine ihm eigene entlastende Perspektive im Blick auf Phänomene der Ambivalenz und des Scheiterns menschlicher Bemühungen zu helfen beinhaltet.“³⁴ Angesichts der immanenten Ambivalenz helfender Beziehungen gilt es, diese gleichzeitig zu bejahen und sich „um die Schärfung eines selbstkritischen Sensoriums für die Ambivalenz helfenden Tuns“³⁵ zu bemühen.

In diesem Sinne fasst auch Gerhard Theißen seinen Essay „Die Bibel diakonisch lesen: die Legitimationskrise des Helfens und der barmherzige Samariter“ zusammen: „Hilfe und Hilfsmotivation sind allgemeine menschliche Phänomene. In ihnen leuchtet ebenso die Ebenbildlichkeit des Menschen immer wieder auf wie seine Endlichkeit. Dies Aufleuchten der Ebenbildlichkeit geschieht in einer Welt, in der sich die besten Hilfsabsichten in Widersprüche verstricken müssen: Moderne Kritik an der Hilfe als kaschierter Herrschaft, als dysfunktionaler Gegenselektion und psychischer Selbstausbeutung deckt diese Verstrickung auf. Aber diese Welt ist nach christlichem Glauben nicht auf ihre Unerlöstheit festgelegt. Mitten in ihr beginnt eine neue Schöpfung. Im Lichte dieser neuen Schöpfung kann Hilfe zur Herrschaftsreduktion, zur rettenden Gegenselektion, zum Zeugnis einer souveränen Liebe werden, durch die Helfer und Hilfsadressaten sich selbst finden. Christlich motivierte Diakonie teilt die Würde natürlichen Helfens, teilt die ganzen Widersprüche der Hilfe – aber sie lebt von der Hoffnung, daß diese Widersprüche nicht das letzte Wort sind.“³⁶

³² Luther, Leben als Fragment, S.263f.

³³ vgl. Körtner, Ethik im Krankenhaus, S. 35

³⁴ Ruegger/Sigrist: Helfendes Handeln; S.272

³⁵ Ruegger/Sigrist: Helfendes Handeln; S.274

³⁶ Theißen, Gerd: Die Bibel diakonisch lesen. Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. In: Schäfer, Gerhard K./Strohm, Theodor (Hg.): Diakonie- biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag. Heidelberg 1990, S.376-401, hier: S. 401.

Drittens ist zu fragen, um wen es in erster Linie geht: um die, die Hilfe benötigen oder um den Helfenden? Es steht außer Frage, dass eine einseitig motivierte Hilfe im Sinne eines subtilen Herrschenwollens zu sehr problematischen Abhängigkeitsbeziehungen führen und große Schädigung nach sich ziehen kann. Es gilt alles zu tun, um solches zu vermeiden. In vielen (oft praktischen) Fällen aber bleibt die Motivationslage des Helfenden für den Hilfsempfänger völlig belanglos. Wenn mein Haus brennt und ein „vom Helfersyndrom“ motivierter Feuerwehrmann der Freiwilligen Feuerwehr sich besonders einsetzt, ist mir das sehr recht, auch dann, wenn es ihm in erster Linie darum ging, sich und anderen etwas zu beweisen. Wie am Ende des Gleichnisses vom „Barmherzigen Samariter“ der Perspektivwechsel steht (siehe unten), so ist dieser immer wieder anzuwenden – auch in der kritischen Betrachtung der Helfer. In der Fokussierung auf den Beziehungsaspekt zwischen Helfer und dem, der Hilfe empfängt, darf die Sachebene nicht aus dem Blick geraten, also die konkret geleistete Hilfe. Mitunter kann sie sich geradezu zufällig ereignen trotz problematischer Voraussetzungen.

Es darf bei der Bearbeitung des Themas „Helfen“ nicht um einen neuen Purismus gehen und nicht um eine bewertende Analyse, die allzu leicht ja selbst in Gefahr ist, von fragwürdigen Motiven geleitet zu sein. Sondern es geht um ein kritisches Wahrnehmen und um das Bemühen, dass Hilfe möglichst hilfreich ankommt und dass so wenig Schaden wie möglich verursacht wird und so viel Nutzen wie möglich geschieht.

3 Die Beispielerzählung vom „barmherzigen Samariter“ als Vor-Bild des Helfens

3.1. Vorbemerkungen

Zunächst stellt sich die Frage, ob ein biblischer Text aus seinem Zusammenhang gerissen und als Anschauungsmaterial für ein Thema herangezogen werden darf. In diesem Fall ist dazu Folgendes zu bemerken:

Der Kontext der Beispielerzählung in Lk 10, 25–39 ist ein Streitgespräch zwischen einem Gesetzeslehrer und dem Rabbi Jesus. Es geht um die Frage nach dem höchsten Gebot. Auf die sich selbst rechtfertigende Gegenfrage des Schriftgelehrten, wer denn sein Nächster sei, antwortet Jesus narrativ mit dieser Geschichte. François Bovon geht davon aus, dass Lukas das Gleichnis an anderer Stelle schon vorgefunden hat und es hier in den Dialog einsetzt und so als Anschauungsmaterial benützt ³⁷. Daraus kann abgeleitet werden, dass Geschichten eben in verschiedenen Zusammenhängen eine deutende Wirkung entfalten können. Im biblischen Kontext dreht sich die Geschichte wesentlich um die Frage der Nächstenliebe. In typisch lukanischer Komposition korrespondiert diese Geschichte mit der nächsten Erzählung, die die Begegnung Jesu mit Martha und Maria schildert und in der die Gottesliebe im Zentrum steht.

Die Wirkungsgeschichte der Beispielerzählung lässt erkennen, in welchen Farben sie leuchten kann. Allegorische Deutungen, wie etwa bei Origenes, sehen Christus im barmherzig handelnden Samariter, der den zu Fall gekommenen Menschen rettet und in die Herberge als Sinnbild der Kirche bringt.³⁸ Die christologische und soteriologische Dimension ist über die Jahrhunderte hinweg verschieden akzentuiert worden. Einigkeit aber dürfte wohl darin bestehen, dass das Handeln Jesu dem des Samariters entspricht. So wie dieser lässt sich jener von der Not des Menschen betreffen und wendet sich den Notleidenden zu.

Ich neige dazu, das Gleichnis eher anthropologisch zu verstehen. Dies schließt teilweise den christologischen Aspekt mit ein, in Jesus den Menschensohn, schlechthin den Menschen zu sehen. Die Antwort auf die Frage nach dem alles entscheidenden Gebot, oder anders gesagt, worauf es im Leben ankommt, wäre

³⁷ Die ursprüngliche Quelle des Textes ist umstritten. Mit Bovon gehe ich von der Annahme aus, dass die Parabelerzählung zum lukanischen Sondergut zu zählen sei und nicht zur Logienquelle Q. Zum einen, weil sie nicht in den anderen synoptischen Evangelien vorkommt, zum anderen, weil sie einem typischen lukanischen Denken entspricht. So antwortet sie auf die Frage nach dem höchsten Gebot mit der inneren Haltung und nicht auf einer theologischen oder rechtlichen Ebene. Vgl.: François: Das Evangelium nach Lukas Bd. 2. Lk 9,51-14,35 [EKK 3/2] Zürich/Düsseldorf 1996.

³⁸Vgl. Bovon, Evangelium nach Lukas, S. 94.

dann: ganz Mensch zu werden, so wie wir es in Jesus sehen und in seinen Geschichten hören. Der Sinn des Lebens, bzw. das Göttliche wäre dann nicht im Religiösen (Priester und Levit) zu suchen, sondern in der Menschwerdung im Sinne Christi und das heißt, der Liebe konkrete Gestalt zu geben.

Vor diesem anthropologischen Hintergrund glaube ich, dass es legitim ist und keineswegs eine Verfremdung darstellt, das Gleichnis als Vor-Bild hilfreichen Helfens, als einen konkreten Ausdruck der Nächstenliebe, heranzuziehen und gewissermaßen zu benützen.³⁹

3.2. Nächstenliebe⁴⁰

Dass Jesus die Beispielgeschichte des barmherzigen Samariters als Antwort auf die Frage „Wer ist mein Nächster?“ gibt, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert.

Vor allem führt die narrative Antwort weg von einer theoretischen Betrachtung hin zu einer Identifikationsebene. Es geht nicht um das Darüber-Nachdenken, sondern um den Lebensvollzug, nicht um eine distanzierte Betrachtungsweise, sondern um das Sich-Einlassen. Dies kommt einerseits schon im Stilmittel des Erzählens zum Ausdruck, das den Hörenden in die Geschichte hinein nehmen möchte, andererseits in ihrem Inhalt. Dass ausgerechnet ein – aus jüdischer Perspektive – gering Geschätzter als Vorbild herangezogen wird, kann als eine prophetische Kultkritik verstanden werden, die das soziale Handeln dem religiösen nicht nur vorzieht, sondern letzteres in seiner Bedeutung hinterfragt. Das rein kultisch-religiöse Verhalten kann blind machen für das, was vor den Füßen liegt, für das unmittelbar Menschliche (Siehe 3.4.).

Zunächst aber besteht eine doppelte Provokation im Sinne einer Entgrenzung in Jesu Antwort auf die Frage, wer denn „Nächster“ sei: Die Wahl des Samariters als Protagonisten der Geschichte ist geradezu skandalös. Als Samariter gehört er nicht nur irgend einer nicht-jüdischen Volksgruppe an, sondern einer, zu der eine besonders feindselige Stimmung herrschte, wie die unwirsche Behandlung von samaritanischen Dorfbewohnern widerspiegelt, die Jesus und seine Jünger nicht aufnahmen, weil sie auf dem Weg nach Jerusalem (zum Tempel) waren (Lk 9,51-56). Aber gerade ein Samariter ist es, der in seinem Handeln am Halbtoten den Begriff des Nächsten vorbildhaft entgrenzt. Nach Levitikus 19,16-18 sind die „Nächsten“ die „Genossen des Bundes, die Glieder der Gemeinde, die teilhaben an Erwählung und Bund und den damit gegebenen Pflichten und Rechten. Das

³⁹ So auch Gerd Theißen: „Die Bibel diakonisch lesen heißt vielmehr: Motive und Formen gegenwärtigen Helfens im Lichte biblischer Texte zu überprüfen – und umgekehrt: biblische Texte im Lichte gegenwärtiger Fragen zu interpretieren.“ (Theißen, Die Bibel diakonisch lesen; S. 376)

⁴⁰ Siehe dazu auch oben zum Begriff „Liebe“ (2.3.).

Gebot der „Nächstenliebe“ gilt damit Lv 19,18 zunächst eindeutig gegenüber dem Genossen des Jahwebundes, nicht ohne weiteres gegenüber allen Menschen. Es wird freilich (...) Lv 19,34 auch im Blick auf den (...) im Lande wohnenden Fremden verbindlich gemacht.⁴¹ Jesus durchbricht in dieser Geschichte jegliche Schranke, die den Begriff des „Nächsten“ eingrenzen würde auf Familie, Sippe, ethnische oder religiöse Zugehörigkeit und erhebt (neben dem Gleichnis vom Weltgericht in Mt 25) mit diesem ein „universales Hilfsethos“⁴². Gerade darin wird deutlich, dass es hier um eine provokante Grenzüberschreitung geht, denn jetzt zählen nicht mehr Familienbande, nationale oder religiöse Zugehörigkeit oder Sympathiewerte, sondern ausgerechnet der Fremde - sogar der besonders negativ besetzte - ist und wird Nächster in der jeweiligen Situation.⁴³

Besonders die Umkehrung der ursprünglichen Frage im zweiten Dialog (Vers 36) weist darauf hin, dass es im „Nächsten“ nicht nur um das Objekt des Helfenden geht, sondern viel mehr um ihn als Subjekt. Die Blickrichtung des Hilfebedürftigen definiert den Nächsten und nicht umgekehrt, wie zunächst die Frage lautete. Beide Perspektiven ergänzen einander⁴⁴. Aber entscheidend ist das Selbstverständnis des Helfenden als das eines Menschen, der nahe ist denen, die ihm in den Weg gestellt sind als Angewiesene, so wie er auch angewiesen bleibt. Die Frage nach

⁴¹ Fichtner, Johannes: Art. plesion (nahebei) B. plesion in der Septuaginta und der ‚Nächste‘ im Alten Testament. In: ThWNT VI (1959), 310-314, hier: 312f.

⁴² Vgl. dazu: Theißen, Universales Hilfsethos, S.35: „Ein universales Hilfsethos hat drei Merkmale: 1. Kein Mensch ist prinzipiell von Hilfe ausgeschlossen. Der potentielle Hilfsadressat ist universal. 2. Jeder Mensch ist prinzipiell zur Hilfe verpflichtet, und jede Hilfsmotivation ist von allen nachvollziehbar. Auch das Hilfssubjekt ist in seinen Motivationen „universal“. 3. Dies Hilfsethos ist universalisierbar und überlebensfähig“. Theißen sieht im Befund der neutestamentlichen Exegese (besonders hinsichtlich Mt 25, 31-43 und Lk 10,25-37), dass diese Merkmale eines „universalen Hilfsethos“ gegeben sind, auch dann, wenn es eigentlich mit dem baldigen Ende dieser Welt rechnet, mehr noch aber „mit dem Anfang einer neuen Welt, die verborgen schon in der Gegenwart beginnt – überall da, wo sich Menschen gegenseitig unterstützen. Das NT ist nicht orientiert an Jahrhunderte überdauernden Normen. Aber de facto hat das neutestamentliche Ethos Jahrhunderte überlebt. (S.36)

⁴³ So auch Theißen, Die Bibel diakonisch lesen, S. 386: „Den Nächsten ‚wie sich selbst‘ lieben, bedeutet hier: ihn als Menschen gleichen Status behandeln. Der ‚Nächste‘ ist jemand, der prinzipiell auf gleicher Ebene steht.“

⁴⁴ So auch Thomas Söding: „Wer nach dem Nächsten fragt, fragt immer auch nach sich selbst; und wer sich selbst von Menschen umgeben weiß, die er als Nächste sieht, muss selbst zum Nächsten derer werden wollen, die auf Hilfe angewiesen sind. Die Frage nach dem Nächsten richtet den Blick nicht nur auf den anderen Menschen, sondern immer auch auf den Menschen, der die Frage stellt, wer denn sein Nächster sei: Es geht um seine Verantwortung, seine Praxis, seine Liebe“. (Söding, Thomas: Nächstenliebe. Gottesgebot als Verheißung und Anspruch, Freiburg im Breisgau 2015, 138).

der eigenen Identität wird hier gestellt. Wir beantworten die Frage „Wer bin ich?“ herkömmlich mit unserem Beruf und damit verbunden mit dem Status in der Gesellschaft. Andere Antworten fallen meist als ungewöhnlich auf. Kaum jemand würde die Frage mit „Ich bin Nachbar“ beantworten (so könnte „Nächster“ auch übersetzt werden), obwohl dies auf alle Fälle zutrifft. Wer sich so versteht in seinem Sein, wird entsprechend handeln. Er lebt in einer aufmerksamen Bezogenheit zu seiner Umwelt.

Vor diesem Hintergrund verliert der Begriff „Barmherzigkeit“ jegliches asymmetrische Gefälle. Die Frage des Schriftgelehrten, wer denn der „Nächste“ sei, wird eben mit einer Geschichte, die Barmherzigkeit darstellt, beantwortet. Der Nächste – egal wer er auch sonst noch sei, Inländer oder Fremder, religiös oder ungläubig, was auch immer – wird eben dann zum Nächsten, wenn er barmherzig handelt.⁴⁵

Dass dies keine Frage nach dem rechten Glauben und noch weniger eine kultische Frage ist, wird deutlich in der Provokation Jesu, ausgerechnet einen Samariter als Vorbild heranzuziehen und gegen Personen des rechtgläubigen Kults auszuspielen. Das wahrhaft Religiöse vollzieht und erweist sich im Mitmensch-Sein, im „Dem-anderen-nahe-sein-Können“, in der Fähigkeit, sich einzulassen. Das idealtypische helfende Handeln ist vor diesem Hintergrund nicht allein eine äußere und erlernbare Fertigkeit, sondern entspringt dem wesentlichen Selbstverständnis. Das Tun wird zum Symptom des Seins. Es überwindet herkömmliche und soziale Grenzen: Ausgerechnet der Fremde ist ein Nächster und wird zum Nächsten.

Damit wird auch die ursprüngliche Frage des Schriftgelehrten beantwortet: „Was muss ich *tun*, um das ewige Leben zu bekommen?“ Es ist anzunehmen, dass der Schriftgelehrte vor dem Hintergrund der Gesetzestreue diese Frage stellt, im Sinne: „wie muss ich mich korrekt verhalten, um das ewige Leben zu *verdienen*?“ Er stellt die Frage hinsichtlich der Moral und des guten Handelns. Jesus antwortet mit dieser Geschichte im Wesentlichen aus der Sicht des Seins und erst sekundär aus der des Tuns. Ich verstehe die abschließende Aufforderung „Dann geh und mach du es ebenso!“ als tiefgründige Anweisung, die einerseits die Frage im Wortlaut aufnimmt, andererseits inhaltlich umkehrt. „Mach ebenso“ sagt somit, lass dich auf ein Sein als Mitmensch ein. Aus diesem Nachbar-Sein entspringt dann die Handlung, nicht als eine von außen her geforderte, sondern als eine von innen her motivierte.⁴⁶

⁴⁵ Vgl.: Theißen, Die Bibel diakonisch lesen, S. 387f

⁴⁶ Dieses Sich-Einlassen birgt „ewiges Leben“ in sich: „Wer Menschen vor dem Tod bewahrt und so Leben rettet, der wird ewiges Leben haben, ein Leben, das nicht mehr vom Tod bedroht ist. Aber was ist ewiges Leben? (...) Es ist ein Leben jenseits des Selektionsprinzips. Denn das

3.3. Die Wahrnehmung

Das Selbstverständnis, Nächster, beziehungsweise immer auch Nachbar zu sein, der in Beziehung steht zu den Menschen um sich herum, erweist sich im barmherzigen Samariter zunächst und wesentlich in seiner Wahrnehmung. Alle drei, die des Weges kamen, „sahen“ das Opfer. Die Männer des religiösen Kults gingen vorbei. Sie ließen sich nicht betreffen, fühlten sich nicht in Beziehung stehend zu dem Halbtoten. Die Wahrnehmung des Samariters jedoch war mit seinem innersten Gefühl verbunden. Nicht eine moralische Entscheidung führt ihn zu seinem Tun, sondern das Mitgefühl, das unmittelbar mit seiner Wahrnehmung verknüpft ist.

Die Wahrnehmung eines Menschen weist auf seinen Wesenskern, seine zutiefst liegende Orientierung und seine unbewusste Zielsetzung hin.⁴⁷

Der Samariter ist „beseelt“ von Mitgefühl und steht in lebendiger Beziehung zu seiner Umwelt. Dies kommt auch durch die Wortwahl „aplagnizomai“ zum Ausdruck, das zu übersetzen ist mit „im Innersten berührt werden“⁴⁸. Vielleicht schwingt etwas Nostalgie mit, wenn ich Martin Luthers Übersetzung „es jammerte ihn“⁴⁹ besonders schön finde. Denn gerade im „Jammern“ dessen, der eigentlich nicht betroffen ist von den Schmerzen des Jammernden, wird deutlich, dass er sich diese zu eigen macht. Er jammert mit als eine spontane empathische Reaktion.

Wahrnehmung ist nicht einfach durch willentliche Verhaltensmodifikation veränderbar, sehr wohl aber form- und lernbar. Ein Kind übernimmt die Wahrnehmung der Eltern.⁵⁰ Die Wahrnehmung wird von innen und durch die

Instrument des Selektionsprinzips ist letztlich der Tod. (...) Wenn du ein Leben jenseits des Selektionsprinzips willst, dann handle antiselektionistisch: Rette das Verlorene! (...) 1, Joh 3,14 sagt: ‚Wir wissen, daß wir aus dem Tod ins Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben.‘“ (Theißen, Die Bibel diakonisch lesen. S. 393).

⁴⁷ Dies trifft auf verschiedene Neigungen und Strebungen zu. Besonders deutlich wird dies zum Beispiel in der sexuellen Orientierung. Ein homophil orientierter Mensch wird Personen des eigenen Geschlechts anders wahrnehmen als ein heterosexueller. Hier gibt es keine Entscheidungsmöglichkeit, die spezifische Wahrnehmung ist das erste und kommt immer vor den auf sie reagierenden Gefühlen, Gedanken und letztlich Entscheidungen. Die Wahrnehmung ist somit ein Ausdruck innerster Ausrichtung.

⁴⁸ Bovon, Das Evangelium nach Lukas, S. 90

⁴⁹ Bibel, Übersetzung nach Martin Luther, revidierte Fassung 1964.

⁵⁰ In meinem persönlichen Fall ist dies besonders deutlich: Ich hatte einen gehörlosen Vater, der bildender Künstler war. Ich lernte und übernahm seine doppelt scharfe visuelle Wahrnehmung, das heißt mit seinen Augen etwa Strukturen einer Landschaft, Bewegungsabläufe und Gesichtszüge wahrzunehmen.

Beziehungen, in denen der Mensch steht, geprägt. Sie entspringt der Intuition, die aber ist wieder geprägt von unserer Wahrnehmung. Die Wahrnehmung ist einerseits Prägung, angeboren und gelernt, andererseits gilt es, sie zu „schärfen“, der Mensch steht auch in der Verantwortung, ihr ein Gepräge zu geben.⁵¹

In biblischer Sprache kommt dies sehr schön zum Ausdruck, wenn etwa vom „Geist der Wahrheit“ und nicht nur von der Wahrheit gesprochen wird (etwa in Joh 16,13) oder ähnlich: „führe mich *in* die Wahrheit“ (etwa Ps 43,). Meine Wahrnehmung wird von dem Raum, bzw. dem Geist, in dem ich mich bewege, geprägt. Im Zusammenhang, in dem das Gleichnis steht, nämlich als Antwort auf die Frage nach dem höchsten Gebot und dem Liebesgebot als ihrer Antwort, könnte man sagen, der Samariter war im *Geist der Liebe* unterwegs, er war *in* der Liebe, und durch dieses Licht hat er nicht nur den Halbtoten „gesehen“, sondern sich von seinem Jammer und Jammern betreffen lassen. Vor diesem Hintergrund würde ich behaupten, ist der Mensch mitverantwortlich, aber nicht allein verantwortlich für seine Wahrnehmung. Sie ist immer das Resultat einer frühen Prägung. Mitverantwortlich bin ich insofern, als ich als Erwachsener mich entscheiden kann, von wem ich mich beeinflussen lassen möchte, wessen „Geist“ ich mich aussetze. Und ich kann immer „dem Wunder die Hand halten“ (Hilde Domin)⁵² - oder eben die *Augen* halten - wissend, dass es nicht genügt, die Augen aufzuschlagen, sondern bedenkend, dass mir die Augen geöffnet werden.

3.4. Die „Verunreinigung“ und Belastung

Wir wissen nicht, warum die beiden Männer des Kults am „Halbtoten“ vorübergegangen sind. Wir wissen nur, dass für Priester und Levit der Tempel und damit verbunden kultische Reinheit eine zentrale Rolle spielt. Sie scheinen vom Tempel, zumindest von Jerusalem zu kommen, da sie „hinunter“ zogen, also Richtung Jericho. Wenn man davon ausgeht, dass sie vom Tempel kommen, dann konnten sie ihn nur gereinigt im Sinne der „Tahara“⁵³

⁵¹ dazu Ulrich Körtner: „Unsere Intuitionen hängen nun freilich von unserer Wahrnehmung ab und diese wiederum nicht nur von biologisch vererbten, sondern auch von sozial vermittelten und symbolisch strukturierten Wahrnehmungsmustern. Eine Ethik des Helfens hat deswegen solche Wahrnehmungsmuster zu untersuchen und zur ethischen Wahrnehmung und Deutung von Lebenssituationen anzuleiten. (.....) für eine Ethik des Helfens (ist) eine ethische Theorie bzw. Phänomenologie der Wahrnehmung unabdingbar.“ (Ethik im Krankenhaus, S. 41)

⁵² So Hilde Domin in ihrem Gedicht „Nicht müde werden“. Hilde Domin: Gesammelte Gedichte. Frankfurt ⁵1987, S. 294.

⁵³ <https://de.wikipedia.org/wiki/Tahara>, zuletzt aufgerufen am 12.5.2018 **Tahara** (hebräisch טהרה) bezeichnet im Judentum die rituelle Reinheit. Das dazugehörige Adjektiv *tahor* („rein“) bedeutet so viel wie „tauglich zum Betreten des Tempels“ oder „tauglich für die Darbringung eines Opfers“. *Tahara* wird ebenfalls als Bezeichnung für die in **Taharahäusern** durchgeführten Leichenwaschungen verwendet. Die Gesetze, die die sexuelle Abstinenz von verheirateten Paaren

betreten und so wieder verlassen. Die Berührung eines Toten würde sie gleich wieder verunreinigen.⁵⁴ Die Darstellung des Verletzten als „halbtot“ lässt mutmaßen, dass er wie tot, also bewusstlos, ausgesehen haben mag. Aus dem flüchtigen, distanzierten Blick der Männer des Kults ließ sich keine hinreichende Diagnose stellen, und in der Sorge um die eigene Verunreinigung wollten sie es möglicherweise gar nicht so genau wissen. Dieses Nicht-wirklich-Hinschauen zum Nächsten lässt den Blick auf sich selbst gerichtet. So werden in dieser Darstellung die besonders „Reinen“ als Egozentriker entlarvt. Man könnte auch von Heilsegoismus sprechen.⁵⁵

während der Zeit der Unreinheit der Frau regeln ([hebräisch](#) נִדָּה, *niddah*), werden auch als *Taharat ha-Mischpachah* ([hebräisch](#) הַמִּשְׁפָּחָה טְהוּרָה „Familienreinheit“) bezeichnet.

Das Gegenteil von Tahara, die rituelle Unreinheit, wird **Tumah** ([hebräisch](#) טֻמְאָה) genannt, das entsprechende Adjektiv lautet *tame* „unrein“. *Tame* wird eine Person durch Kontakt mit einem Toten sowie durch Menstruationsblut, Ejakulat oder Geschlechtskrankheiten.

Zur Wiederherstellung der rituellen Reinheit dient in erster Linie das rituelle Tauchbad *Mikwe* ([hebräisch](#) מִקְוֵה).

⁵⁴ Vgl. Jeremias, Joachim: Die Gleichnisse Jesu, S. 202; zitiert nach Drewermann, Eugen, Das Lukasevangelium Band 1. Bilder erinnerter Zukunft: Lk 1,1-12,1. 2009. S. 774: „Während dem Priester nach dem Wortlaut von Lev 21,1ff auch im Alltag jede Berührung einer Leiche (mit Ausnahme der allernächsten Blutsverwandten) untersagt war, hatte der Levit nur im kultischen Dienst rein zu sein. Wanderte der Levit wie der Priester Lk 10,31 von Jerusalem nach Jericho, so hinderte ihn nichts daran, einen „Toten am Wege“ zu berühren. Man muß also, will man auch ihn von rituellen Rücksichten bestimmt sein lassen, annehmen, daß er sich auf dem Weg nach Jerusalem zum Dienst am Tempel befand. Der Text (V.32) schließt diese Annahme nicht aus.“

Inwieweit das Nicht-Helfen von Priester und Levit von der Absicht kultische Verunreinigung zu vermeiden herrührt, bleibt Interpretationssache. Es könnte einfach die Kältherzigkeit dieser Männer zum Ausdruck bringen, die sich einfach nicht auf ihrem Weg stören lassen. Letztlich ist die Frage der Motivation nicht allzu entscheidend, vor allem vor dem Hintergrund der Annahme, dass nicht nur *eine* Motivation das Verhalten verursacht, sondern meist ein ganzes Bündel von bewussten, eingestandenen, vorgeschobenen und unbewussten Motivationen. (Vgl. 2.4). Ich entscheide mich dafür, dass Jesus in der Ortsangabe „Jerusalem“ auf alle Fälle auf den Tempel und die damit verbundene Reinheitsforderung anspielt.

⁵⁵ Ich stimme im vollen Umfang Eugen Drewermann zu, der an dieser Stelle auch die antiklerikale Sicht Jesu heraus streicht: „Es fällt nicht leicht, sich eine Geschichte auszudenken, die antiklerikaler sein könnte als diese. Sie wirft nicht unbedingt ein schlechtes Licht auf diesen Priester als einzelnen; wie er denkt, wie er fühlt, davon erfahren wir kein Wort, - darauf kommt es hier nicht an. Denn eben darin liegt das Ungeheuerliche: Dieser Mann tritt einzig auf als Priester; sein Priestersein hat sein Personsein völlig absorbiert; er selber existiert nicht mehr in seinem Amt; - sein Ich ist verschwunden im Überich, (...)“ (Drewermann, Eugen: Das Lukasevangelium Band 1. Bilder erinnerter Zukunft: Lk 1,1-12,1. Düsseldorf 2009, S. 774).

Im Kontrast zu der kultkritischen Position argumentiert Thomas Söding, dass Priester und Levit, wenn sie denn vom Tempel kämen, genug Zeit hätten, sich wieder zu reinigen, wenn sie dorthin zurück kehrten, weiters dass es strittig sei, dass eine Notfallhilfe das kultische Recht breche. Das Gleichnis beschränke sich darauf, einen „moralischen Skandal“ zu konstatieren. (vgl.: Söding, Nächstenliebe, S.136)

Ausgerechnet der Fremde, der als unrein angesehen wurde, hat diese Sorge nicht. Seine erste Reaktion ist das Mitgefühl, eine unmittelbare Betroffenheit, nicht die Sorge um sich selbst. Er scheint religiös unbeschwert handeln zu können. Sein Blick ist nicht vom Glanz edler Ideale geblendet, sondern sieht, was ist und nicht, was sein sollte. Der Halbtote liegt ihm nicht im Weg zu seiner persönlichen Vervollkommenheit, sondern ist ihm vor die Füße gelegt als ein Ruf, den es zu beantworten gilt.⁵⁶

Das Thema kultischer Verunreinigung ist in unserem religiösen Umfeld und in unseren westlichen Kulturen nicht vordringlich und spielt normalerweise keine Rolle. Das Phänomen aber, aus besonders hohen Ansprüchen, Idealen oder anderen vermeintlich höher stehenden Werten, das Unmittelbare nicht zu sehen und die spontane Hilfe zu verweigern, ist immer gleich. So könnte etwa das Motiv herangezogen werden, sich nicht mitschuldig machen zu wollen. Als Beispiel kann hier die leidenschaftliche Debatte über Schwangerschaftsberatung gesehen werden. Für viele christliche Organisationen und Helfende steht außer Frage, dass vor der Durchführung einer Abtreibung gewarnt und diese verhindert werden soll, denn niemand könne zu Gunsten einer Schuld beraten werden. Sollte sich eine Frau dennoch für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden, hat sie diesen Weg alleine zu gehen. Ich meine, dass es im Geist der Liebe wäre, in Beibehaltung der eigenen Ideale und Werte, die verzweifelte Lage der betroffenen Frau mitzutragen, sie in ihrer Entscheidung zu akzeptieren und sie in keinem Fall alleine zu lassen, auch wenn das eigene Leben belastet wird. Natürlich wird zu diesem Thema auch über die nötige Grenzziehung zu reden sein. Aber erst als zweiter Schritt und nicht von vornherein.

„Verunreinigen“ im erweiterten Kontext verstanden, hat dann etwas bleibend Aktuelles: In der eigenen Unbeschwertheit und den persönlichen Idealen (Tempeln) betroffen und belastet zu werden, ja, sogar aus Solidarität und aufrechter Nächstenliebe mitschuldig zu werden. Dietrich Bonhoeffer hat dies nicht nur beschrieben⁵⁷, sondern auch eindrucksvoll gelebt durch seine Mitbeteiligung am Mordversuch an Adolf Hitler. Diese dramatischen Beispiele müssen heruntergebrochen werden auf die Alltagserfahrung des Helfens in vielfältiger Form vom ganz konkreten Verunreinigt-Werden z.B. in der Pflege, bis hin zur

⁵⁶ Vgl. in diesem Sinne auch: Huizinga, Klaas: Scham und Ehre. Eine theologische Ethik, Gütersloh 2016, S. 105f.

⁵⁷ „Weil Jesus die Schuld aller Menschen auf sich nahm, darum wird jeder verantwortlich Handelnde schuldig. Wer sich in der Verantwortung der Schuld entziehen will, löst sich aus der letzten Wirklichkeit menschlichen Daseins, löst sich aber auch aus dem erlösenden Geheimnis des sündlosen Schuldtragens Jesu Christi.“ (Bonhoeffer, Dietrich: Brevier, München 1991, S. 293)

psychischen Belastung in der Krisenbegleitung, der Flüchtlingsarbeit⁵⁸ oder dem Mithalten mit Insassen in einem oft als willkürlich erlebten Gefängnisssystem. Auf alle Fälle scheint der Wunsch nach „Unbeschwertheit“ nicht in Erfüllung zu gehen, wenn man sich auf ein solidarisches Helfen einlässt. Der Esel in unserer Geschichte wird zwar die Last tragen, der Samariter allerdings hat dann keinen Platz mehr auf dem Rücken des Lasttieres und muss in der Hitze der Wüste zu Fuß gehen.⁵⁹ (Vor diesem Hintergrund spreche ich gerne von der „aggressiven Gemütlichkeit“ der Österreicher, die subtil aggressiv ihr so hohes Ideal der sprichwörtlichen österreichischen Gemütlichkeit gegenüber Eindringlingen und Störern, wie etwa Fremden, verteidigen).

Helfen setzt die Bereitschaft voraus, sich innerlich oder / und äußerlich belasten zu lassen.

3.5. Kompetenz

Der Samariter reinigt die Wunden des Verletzten mit Alkohol und Öl, nicht nur zur damaligen Zeit adäquate Desinfektions- und Heilmittel zur Erstversorgung von Verletzungen. Es ist schwer zu sagen, ob dies zum gebräuchlichen „Verbandskasten“ wie es heutzutage für Benutzer von Kraftfahrzeugen vorgeschrieben ist, zählte, oder ob er speziell gut gerüstet war. Wie dem auch sei, der Samariter war nicht nur hilfsbereit, sondern auch fähig zur Hilfe und hatte sein „Werkzeug“ dabei. Es steht auch nichts über seinen Beruf in der Geschichte, aber es deutet nichts darauf hin, dass er vom Fach, etwa ein Arzt, gewesen wäre, vielmehr ist an einen Handelsreisenden zu denken, der den stark frequentierten

⁵⁸ In der gegenwärtigen politischen Situation in Österreich werden Menschen, die sich um Betreuung von Asylwerbern und die Integration Heimatsuchender kümmern, in besonderer Weise belastet und nicht selten in große psychische Bedrängnis gebracht, wenn es gilt, hilflos den Abschiebungen jener hinterher zu schauen, mit denen man gerade noch wachsende Gemeinschaft erlebt hat und sich dabei selbst oft noch an den Rand der Legalität gedrängt zu fühlen.

⁵⁹ In seinem Artikel „Alltagssorge und Seelsorge: Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens“ befasst sich Henning Luther ausführlich mit der Position des Helfens, als einer, die entweder „für“ den Anderen handelt oder als einer, die in solidarischer Weise „mit“ dem Anderen hilft und immer auf Gegenseitigkeit trachtet. In dieser Position macht sich der Helfende angreifbar, verzichtet auf die starke Rolle, öffnet sich für eine lernende Grundhaltung und stellt sich gemeinsam mit dem Anderen in die unheile Wirklichkeit unseres Daseins: „Eine solidarische Begegnung mit dem Anderen hindert uns, das Leiden der Anderen nur als deren persönliches Problem, als deren Mangel anzusehen. Sie kann uns daran erinnern, dass ihr Leiden immer auch ein Leiden an unserer Welt ist (Röm 8,22-24). Der andere, der aus der Welt fällt, wirft ein Licht auf den Riß, der durch unsere Welt geht und der keine falsche, vorschnelle Versöhnung zuläßt. Therapeutische Geschäftigkeit muß vor der Gefahr solch falscher Versöhnung bewahrt werden, die die Erlösungsbedürftigkeit dieser Welt überspielt. (...) Vom Leiden der anderen und von ihrem Anderssein her können wir alle lernen, daß „wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen“ können (Böll). (Luther, Henning: Alltagssorge und Seelsorge. Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens. In: WzM 38 (1986), S. 2-17, hier: S. 17).

und wegen seiner häufigen Überfälle berüchtigten Weg zwischen den Handelsstädten Jerusalem und Jericho benutzte. Er war also mit hoher Wahrscheinlichkeit kein „Profi“, handelte aber professionell im Sinne von kompetent: unaufgeregt und sachgerecht.

So sehr empathische Wahrnehmung und Bereitschaft, sich belasten zu lassen, Voraussetzungen des Helfens sind, so sehr kommt es dann auf den Vollzug des helfenden Handelns an. Hilfsbereitschaft ohne Kompetenz kann gefährlich werden.

So wie der Samariter sein „Werkzeug“ dabei hatte, so bedarf es gerade auch in jenen Bereichen des Helfens, die stark auf Beziehungsebene geschehen und mit wenig offensichtlichen Hilfsmitteln und Methoden auskommen, wie etwa in Beratungs- und Seelsorge-Kontexten, der Bereitschaft, sich Kommunikationstechniken und Methoden anzueignen. Gerade in diesen Bereichen muss der schmale Weg gefunden werden zwischen einer dilettantischen Hilfe „aus dem Bauch“ heraus und einem Abschieben von Menschen, denen man Nächster ist, zu Spezialisten und Fachkundigen⁶⁰. Ich spreche mich sehr für eine profunde Laienbildung aus, die sowohl um Kompetenz als auch um deren Grenzen Bescheid weiß. Skeptisch bin ich hingegen gegenüber dem Wort „professionell“, das meist nicht nur für „kompetent“ steht, sondern auch eine besondere Distanz und Abgegrenztheit im Sinne eines Nicht-betroffen-Seins mitschwingen lässt. Wahrhaft „professionell“ scheint mir eher, sich betreffen zu lassen und mit großer Empathie zu handeln, sich aber von diesen Gefühlen nicht aus der Bahn reißen zu lassen. Unbetroffenheit und Kühle bei gleichzeitiger Sachkompetenz sind in diesem Sinn unprofessionell.⁶¹

⁶⁰ So fragt auch Ziemer: „Die berufsmäßigen Helfer – seien sie im fürsorgerischen, pflegerischen oder beraterischen Bereich tätig – können zum Alibi für alle anderen werden. Helfen in einer ‚Welt ohne Liebe‘ wird leicht sektoral, Zuständigkeitsbereich von Spezialisten. Professionelle Menschlichkeit sollte aber nicht den Egoismus der Mehrheit legitimieren helfen. Wie ist ‚Helfen als Beruf‘ so möglich, daß nicht nur die notwendige Hilfe gewährt, sondern daß dadurch auch ‚Liebe‘ in der Welt vermehrt wird? (Ziemer, In Freiheit helfen, S. 7)

⁶¹ Wolfgang Schmidbauer reagiert mit seinem Buch „Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe“ (Reinbek bei Hamburg 1983 auf sein zuvor erschienenes Buch „Die hilflosen Helfer“. Er schreibt darin, dass ihn Reaktionen auf das zuvor erschienene Buch unsicher machen würden (S. 29). In seinem zweiten Buch setzt er sich differenziert vor allem mit der kontradiktorischen Spannung jener Berufe auseinander, deren Helferrolle stark die Beziehungsebene umfasst: „Der GmbH-Charakter der beruflichen Beziehungen tritt aber mit dem ganzheitlichen, im Augenblick der Hingabe einzigartigen Charakter emotionaler Beziehungen in einen schwer auflösbaren Widerspruch. Die technische Legitimation wird immer fragwürdiger, je deutlicher es gerade Aspekte des Alltagsverhaltens sind, die in der beruflichen Qualifikation eine Rolle spielen.“ (S 36)

3.6. Der Auftrag

In der Beispielerzählung wird das Opfer des Raubüberfalls als „halbtot“ beschrieben. Es ist davon auszugehen, dass es bewusstlos, zumindest nicht ansprechbar war. Seine hilfsbedürftige Lage ist offensichtlich. Es handelt sich hier um einen Notfalleinsatz eines Sanitäters, der aktiv eingreift und die Auftragslage aus der Situation herleiten muss ohne zu fragen. In diesem Fall scheint die Sache klar gewesen zu sein. In vielen anderen Fällen, in denen die hilfsbedürftige Person nicht für sich sprechen kann, ist dies oft sehr unklar, z.B. bei Demenzerkrankten, psychisch Kranken oder Menschen mit geistiger Einschränkung. Hier gilt es, mit großer Sorgfalt und möglichst in Absprache mit Fachkräften und Angehörigen Entscheidungen zu fällen und nicht vorschnell zu wissen zu glauben, was der andere braucht. Die Gefahr, eigene Bedürftigkeiten und Wünsche in den sprachlosen Anderen hinein zu projizieren, ist immer größer, als man selbst fühlt. Die Hilfe orientiert sich immer an den Bedürfnissen des Hilfsbedürftigen und nicht an jenen des Helfers. Deshalb ist die Frage nach dem Auftrag die zentrale Frage in der so sensiblen und anfälligen helfenden Beziehung. Je unklarer das Bedürfnis dessen, dem geholfen werden soll, zu formulieren ist, desto größer muss die Vorsicht und Achtsamkeit für die vermeintliche Bedürfnislage der betreffenden Person oder Personengruppe sein. Ein möglichst konziliares Vorgehen der Personen im Umfeld des Hilfsbedürftigen, in dem mehrere Wahrnehmungen zusammen fließen, beugt allzu subjektiven Entscheidungen vor.

In den überwiegenden Fällen kann das Bedürfnis und der Wunsch erfragt werden. In vielen Heilungsgeschichten, die von Jesus berichtet werden, spielt die Frage „Was willst du, dass ich dir tue?“ eine zentrale Rolle. Besonders eindrücklich wird diese Frage fast zu einem Heilungsritual in der Geschichte der Heilung des Blinden zu Jericho (Mk10,46-52). Bartimäus ruft laut nach dem Sohn Davids, ruft um Hilfe gegen den Widerstand der Besänftiger und Ordnungshüter. Er riskiert sich und zeigt sich in seiner Not. Das sollte doch genug Willensäußerung sein. Jesus aber kommt ihm keinen Schritt entgegen, sondern lässt ihn kommen. Bartimäus lässt seinen Mantel, quasi seinen Arbeitsplatz und seine Einkommensquelle zurück, setzt sich existenziell aufs Spiel und tappt blind zu Jesus, nicht wissend, ob er je wieder zu seinem Mantel finden wird. Auch diese existenzielle Äußerung seines Willens schien Jesus nicht zu genügen. Er fordert ihn auf, seinen Wunsch und seine Bitte auszusprechen. Es wirkt vordergründig fast zynisch, einen Blinden, der um Hilfe ruft, nach seinem Wunsch zu fragen. Aber nur so wird er in die volle Verantwortung gesetzt und wird nicht Objekt, sondern Subjekt des Heilungsgeschehens. Dies kommt zum Ausdruck in der Feststellung Jesu: „Dein Glaube hat dir geholfen.“

Dieser Prozess in der erwähnten Heilungsgeschichte lässt gleichzeitig die Ernsthaftigkeit des Wunsches einerseits und das Ernstnehmen der Person in seiner Verantwortung andererseits erkennen. Die oft affekthafte helfende Reaktion auf einen vermeintlichen Hilferuf oder eine scheinbare Notlage läuft Gefahr, die Würde der Personhaftigkeit des Anderen zu verletzen und ihn zum Almosenempfänger zu machen oder ihn darin zu belassen. Almosen und Spenden mögen in vielen Fällen ihre Berechtigung haben im Ausgleich der Güter und im Teilen des Wohlstandes. Ein ebenbürtiges, relationales Helfen ist jedoch davon zu unterscheiden. Es trachtet danach, das Gefälle zwischen Gebenden und Nehmenden auszugleichen und die Würde beider Seiten ebenbürtig zu sehen. Eine Zurückweisung einer Hilfsbitte, die den Hilfesuchenden in einer fragwürdigen Rolle einer sich angeeigneten Hilflosigkeit⁶² belässt, entspricht einer wahrhaftigen Hilfe eher, als ein vorschnelles Reagieren auf die geäußerte Notlage, das mit dem Wohlgefühl des Bedanktwerdens belohnt wird.⁶³ Angewandte Hilflosigkeit trägt die Macht der Manipulation in sich.

3.7. Das Loslassen

Wie Jesus in der erwähnten Heilungsgeschichte so hilft auch der Samariter nur so viel, wie es dem Angewiesenen wirklich dient. Er braucht ihn nicht für sich. Er gibt ihn so bald wie möglich ab, lässt ihn aber nicht einfach fallen, sondern übernimmt Verantwortung für die weitere Hilfe, indem er eine finanzielle Basis schafft, die die weitere Behandlung ermöglicht. Er übernimmt Verantwortung und gibt Verantwortung ab.

Jedes Helfen ist eine Form von Beziehung, sehr oft auch mit einer großen Nähe verbunden, unter Umständen mit einer wachsenden Sympathie. Aber jede wirkliche helfende Beziehung zielt auf deren Auflösung oder Umwandlung. „Jede helfende Beziehung ist intentional befristet. Beendigung ist ihr erklärtes Ziel.“⁶⁴ Anderenfalls entsteht eine Abhängigkeitsbeziehung, die den Hilfsbedürftigen als solchen belässt. Mehr noch: Die Hilflosigkeit wird das Bindemittel der Beziehung. Der Helfer nährt seinen Selbstwert an der Schwäche des anderen, der Hilflose wird für seine Schwäche „belohnt“ durch Zuwendung und Fürsorge.⁶⁵

⁶² Siehe unter „gelernte Hilflosigkeit“ z.B.: http://www.pflegewiki.de/wiki/Erlernte_Hilflosigkeit_zuletzt_aufgerufen_am_12.5.2018

⁶³ Siehe unten 3.9. und 4.10.

⁶⁴ Ziemer, In Freiheit helfen, S. 10

⁶⁵ So auch Eberhard Jüngel, zitiert nach Rügger/Sigrist; Diakonie, S. 68: „Diakonie braucht die richtige Balance zwischen der Nähe emotionaler Berührtheit und der Distanz sachlicher Nüchternheit, zu der auch die Kunst des rechtzeitigen Heraustretens aus Hilfsbeziehungen gehört.“

An dieser Stelle wird erneut die Wahrnehmung „in der Liebe“ zur Geltung kommen: Sehe ich wirklich den Anderen und lasse ihn den Anderen sein, oder vereinnahme ich ihn für meine Bedürfnisse, vielleicht auch Ängste oder mein überzogenes Ich-Ideal als Helfer? Ist das Helfer-Sein eine Rolle, die eine Situation gebietet oder ist es zu meiner Identität geworden? In eine Rolle schlüpft man und „entrollt“ sich anschließend wieder. Dazwischen aber lebt man diese Rolle authentisch, das heißt man ist in einer abgegrenzten Zeit gleichzeitig der, den man „spielt“ mit all den persönlichen Anteilen, die man zur Verfügung stellen kann, ohne dass die Rolle zur eigenen Identität wird⁶⁶. Diese ist bestimmt vom Sein in der Liebe, und die Wahrnehmung wird von dieser geprägt, aber nicht von der Helferrolle.

Das Loslassen ist in jeder Beziehung ein wesentlicher Faktor. Oft wird es konnotiert mit „fallen lassen“ und dagegen appellieren viele dann an das Verantwortungsbewusstsein (dahinter steckt sehr oft nichts anderes, als Kontrolllust oder Verlustangst). Es geht aber um das „Sein-Lassen“, im Englischen: „let it be“. Das heißt, jemandem sein Sein zuzugestehen, ihm seine Würde der Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit zu lassen und diese zu fördern. Loslassen kann nicht immer einfach willentlich vollzogen werden. Der so

⁶⁶ Zum Aspekt „Helfen“ als Rolle im Gegensatz zu einer umfassenden Identität scheinen mir Aspekte aus zwei verschiedenen Bereichen hilfreich zu sein.

Zum einen ist es die Schauspielkunst, die sich wesentlich mit dem Thema „Rolle“ auseinandersetzen muss. Hier ist besonders die intensive Auseinandersetzung der Schauspielschule um Konstantin Sergejewitsch Stanislawski um das Thema „Rolle und Wahrhaftigkeit“ zu erwähnen. In der geschilderten Arbeit mit Schauspielschülern in dem zweibändigen Werk „Stanislawski, Konstantin Sergejewitsch, Die Arbeit des Schauspielers an sich selbst. Tagebuch eines Schülers. Band 1, Berlin ⁶2002“ wird die Gleichzeitigkeit von Authentizität und Rolle herausgestrichen. Die wahre Rollenübernahme stellt eben alles andere als das Mimen von fremden Gefühlen und Handlungen dar, sondern wirkt nur dann überzeugend, wenn sie im Augenblick der Darstellung die echten Gefühle und Äußerungen des Schauspielers wiedergeben. Eine Rolle „spielen“ im Sinne eines wahrhaftigen und künstlerischen Anspruchs heißt eben: die Rolle im Augenblick „sein“. Gleichzeitig geht das je eigene Sein nicht in der Rolle auf. Die Rolle ist nicht die eigene Person.

Ein anderer Aspekt von „Rolle“ ergibt sich aus dem Bereich systemischer Psychotherapie, Beratung und Supervision: die systemische Strukturaufstellung. Hier übernehmen Repräsentanten Rollen aus einem Familien- oder Betriebssystem, aber auch Elemente eines inneren Geschehens (z.B. Entscheidungsvarianten oder sich widersprechende Gefühlsanteile). Durch einen naturwissenschaftlich noch nicht erklärten Vorgang werden Gefühle und Haltungen übertragen und authentisch gefühlt und ausgedrückt. So beginnt zum Beispiel ein Repräsentant zu weinen, eine andere Repräsentantin spürt Schmerzen. In einer augenscheinlichen Gleichzeitigkeit werden fremde und eigene Gefühle wahrgenommen in dieser spezifischen Rolle in dem jeweiligen System. „Fremd“ und „eigen“ fallen zusammen.

Vor diesen zwei Blickrichtungen aus der Schauspielkunst und der systemischen Strukturaufstellung wird noch einmal das Wesen der Rolle deutlich als ein authentischer Ausdruck der Person, der zeitlich begrenzt ist und nicht ihre Gesamtheit ausmacht.

oft gut gemeinte Appell „Du musst einfach loslassen!“ beschreibt eher das Problem, als dass er zu einer Lösung führen würde. Denn im Loslassen werden tief liegende Ängste und Unsicherheiten angesprochen, die nicht ausreichend durch ein äußeres Verhalten besänftigt werden können. Letztlich kann Loslassen nur in einem umfassenden Vertrauen gelingen, das wie das Doppelgebot der Liebe Gott, den Nächsten und mich umfasst. Hier dürfte wohl auch der Grund zu finden sein, warum viele helfende Beziehungen zu Verstrickungen führen. Sie berühren tief liegende Ängste und Gefühle der Minderwertigkeit und die Bedürftigkeit beider, des Helfenden und seines Adressaten und verknüpfen sich zu einem kaum zu entflechtenden Knoten.

Der Samariter bleibt nicht am Verletzten hängen, vielleicht auch deswegen, weil schon seine Wahrnehmung „in der Liebe“ war und nicht „in der Angst“.

3.8. Die Kooperation

Der Samariter lässt das Opfer des Raubüberfalls nicht einfach fallen, sondern sein Loslassen manifestiert sich im Abgeben an den Wirt einer Herberge. (In allegorisch-christologischen Deutungen des Gleichnisses wird oft die Herberge als Kirche interpretiert.) Das Vertrauen, das ihn trägt, schließt das Zutrauen zu einem ihm (wahrscheinlich) Unbekannten ein. Er überlässt den Verletzten der Institution, die dafür bezahlt wird und nimmt sich so vordergründig aus dem Beziehungsgeschehen heraus. Man könnte dies auch als ein Abschieben der Verantwortung verstehen. Das träfe dann zu, wenn er sich von Anfang an nicht eingelassen hätte auf die helfende Beziehung. Wie wir gesehen haben, ist dies nicht der Fall, sondern er lässt sich berühren und berührt. Abschieben wäre eine schützende Abwehr. Hier zielt das Handeln einerseits auf die bestmögliche und fachgerechte Versorgung und andererseits auf die realistische Wahrnehmung der eigenen Begrenztheit. Die Kompetenz, die der Samariter durch die Erstversorgung durch Alkohol und Öl anbieten konnte, schließt nicht automatisch die Wundpflege und weitere medizinische Behandlung ein. „Die Erzählung deutet an, daß Hilfsmotivation immer der Unterstützung einer sozialen Gruppe bedarf. In der Kirchengeschichte geschah in der Tat Hilfe, wenn sie belastbar und von Dauer sein sollte, vor allem dort, wo sie von Gruppen gestützt wurde, z.B. bei Nonnen und Diakonissen. Andauernde Hilfeleistung eines allein auf sich gestellten Individuums ist nicht tragfähig.“⁶⁷

Institutionelle und bezahlte Hilfe wird oft als „kalt“ oder lieblos bewertet und auch so erlebt. Gleichzeitig bedarf es auch aus der Sicht des Hilfsbedürftigen einer

⁶⁷ Theißen; Universales Hilfsethos S. 33

nötigen Distanz und Fachkompetenz, die nicht beziehungsorientiert ist, sondern sowohl der Diagnose als auch der Behandlung dienlich ist. Natürlich gehört es aus der Sicht der bezahlten Hilfskräfte hoffentlich auch zum Berufsethos, in angemessener zugewandter Haltung den Dienst zu tun, sei es im Pflegebereich, in der fachärztlichen Behandlung oder im therapeutischen Bereich. Dass hier der Hilfsbedürftige auch zum „Kunden“ wird, also auch zur Existenz der helfenden Berufe beiträgt, hat etwas sehr Entlastendes, indem ein offensichtlicher Ausgleich entsteht. Beide Seiten sind offensichtlich Gebende und Nehmende, was in der unbezahlten, spontanen Hilfe bestenfalls erst auf den zweiten Blick ersichtlich ist. Das Abgeben in die institutionelle Hilfe ist neben der realistischen Selbsteinschätzung des Helfers unter Umständen auch eine Entlastung für beide Seiten.

Bemerkenswert ist aber die Aussicht, die der Samariter gibt, indem er zusagt wiederzukommen. Das heißt, er gibt zwar den Verletzten an die Institution ab, spannt aber eine Beziehungs-Brücke, die sowohl ihn als auch den Wirt begleitet ohne seine physische Präsenz. Er schafft damit einen Zeitraum, eine Begrenzung, so dass niemand in das Uferlose fällt. Er bleibt in Beziehung, aber nicht mehr in der unmittelbar helfenden, sondern spannt ein Beziehungsnetz, das alle entlastet und hält.

In der Zeit seiner Absenz und darüber hinaus überlässt der reisende Samariter die Behandlung des Verletzten zur Gänze dem „Fachpersonal“ der Herberge. Das „Abgeben“ des Hilfsbedürftigen ist nicht als ein problematisches Abgeben von Verantwortung im Sinne von Verantwortungslosigkeit zu verstehen, sondern Verantwortung zeigt sich gerade darin, die eigene Begrenztheit wahrzunehmen und anderen, allzumal Fachpersonal ihre Kompetenz zuzutrauen.⁶⁸ Es gilt, die Spannung einer Gleichzeitigkeit in der Verantwortung aufrecht zu halten, die darin besteht, einerseits informiert und selbstbestimmt zu sein und andererseits die entscheidende Kompetenz beim Fachpersonal zu lassen. Verantwortung besteht in diesem Zusammenhang darin, in einer bewussten und erwachsenen Haltung Kompetenz zuzutrauen.

3.9. Der eigene Weg

Der Samariter verspricht wiederzukommen, wenn er auf seinem Rückweg an der Herberge vorbeikommt. Das heißt, er verfolgt *seine* Route, *sein* Ziel. In Vers 33

⁶⁸ Dies geht einher mit dem Verzicht auf Besserwissen und gute Ratschläge. Bisweilen kann dies auch eine herausfordernde Gratwanderung bedeuten, etwa einen bislang anvertrauten Menschen in die „Hände der Schulmedizin“ zu geben bei gleichzeitiger Kritik des dort üblichen biologistischen Menschenbildes.

heißt es, dass er „seines Weges ging“⁶⁹. Es wird nicht angegeben, wohin ihn dieser führt und welche Absicht er verfolgt, das Verb „hodeuo“ beinhaltet das Substantiv „hodos“ und müsste genau genommen übersetzt werden mit „ich wege“. Ein Weg stellt eine Verbindung von Orten, immer auch Ausgangsort und Zielort dar. Das Gegenteil wäre „weglos“ oder in Verbform „umherschlendern“ ohne Ziel, ohne Absicht.

Dieses absichtsvolle Unterwegssein des Samariters ist insofern von Bedeutung, als er sich zwar von dem Vorfall stören lässt, seinen Weg jedoch nicht aus dem Auge verliert. Die Störung ist zwar eine Unterbrechung seiner Reise, nicht aber der Verlust seines Ziels. Vor diesem Hintergrund wäre es mindestens so berechtigt vom „reisenden“ wie vom „barmherzigen“ Samariter zu sprechen. Vielleicht würde in dieser Beschreibung des Samariters das Wesen der Barmherzigkeit noch deutlicher zu Tage treten, da sie eben nicht die ursprüngliche Absicht darstellt, sondern diese stört und unterbricht.⁷⁰

Verstehen wir „Weg“ als „Lebensweg“, heißt dies auch, dass spontanes Helfen eine ungeplante „Störung“ oder Unterbrechung des Weges bedeuten kann, nicht aber das Ziel beeinflusst. Negativ formuliert: Geht jemand nicht „seines“ Weges, verfolgt er nicht einen Ruf, einen Auftrag oder ein Ziel, wird die Versuchung groß sein, die Hilfsbedürftigkeit dessen, der sich in diesen weglosen Weg stellt, als Ziel zu gebrauchen. Er soll dann ein Vakuum ausfüllen und wird zum Lebensinhalt des weglos Reisenden. Dass dies zu Abhängigkeitsbeziehungen führt, liegt auf der Hand.

Gleichzeitig gibt es helfende Berufe, die von Menschen angestrebt werden, die eben auch gerne helfen. Es wäre fatal, diese Absicht in Misskredit zu bringen und dahingehend zu verdächtigen, dass alle jene, die diesem Berufswunsch folgen, nur ihr inneres Vakuum füllen wollen. Menschen in helfenden Berufen sind eben nicht ziellos unterwegs, sondern gehen „ihres Weges“ hinsichtlich ihrer persönlichen Kompetenzen und Begabungen, die sie zielgerichtet zur Verfügung stellen wollen. Im besten Fall stellt das professionelle Helfen nicht einen heroischen Altruismus dar, sondern die Freude am Umgang mit Menschen, am Erleben von Selbstwirksamkeit und von Sinn, so wie Techniker Lust an

⁶⁹ „Samarites odeuon“ könnte auch übersetzt werden mit „ein auf Reisen befindlicher Samariter“ (vgl. : Bauer, Walter: Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur, Berlin ⁵1958, S. 1095).

⁷⁰ „Barmherzigkeit“ galt (nicht nur) im Orient als ein Ethos, das sich auf gnädiges Wirken der Mächtigen bezog und eben nicht – wie in 3.2. ausgeführt – auf Augenhöhe der „Nächstenliebe“ beruhte, sondern ein Gefälle voraussetzte. (vgl.: Theißen, Die Bibel diakonisch lesen S. 386). Immer noch hat das Wort sehr oft im umgangssprachlichen Gebrauch den Klang eines almosenhaften Gehabes, das den Hilfsempfänger gleichzeitig beschenkt und beschämt.

sachorientierten Inhalten haben. Menschen in helfenden Berufen gleichen als solche eher dem Wirt der Herberge in dem Gleichnis, als dem reisenden Samariter.

Das Helfen kann also auch der jeweils eigene Weg sein. Gleichzeitig kann sich die „Störung“ einstellen, die jenseits der verfolgten Spur als Ruf eine Antwort verlangt. Sie wird meist als Herausforderung und sehr oft als eine Versuchung, den eigenen Weg zu verlieren, erlebt werden. Das Helfen bleibt vor diesem Hintergrund ambivalent: Auf der einen Seite entspringt es unserem Verlangen, unserer Liebe zum Nächsten, der Achtsamkeit füreinander. Auf der anderen Seite bleibt es bisweilen „lästig“, weil es in unseren Weg tritt, ungefragt und meist unerwartet. Diese Ambivalenz scheint wesensimmanent und von daher wichtig zu sein, um Hilfe mit Liebe geschehen zu lassen und dennoch auf das Nötige zu begrenzen.

4 Zehn Kriterien für hilfreich helfende Menschen

Vorbemerkung

An Hand der Beispielerzählung vom Barmherzigen Samariter konnten entscheidende Wesensmerkmale hilfreichen Helfens aufgezeigt werden. Im Folgenden geht es einerseits um eine praktische Vertiefung des bereits Gesagten, andererseits sollen einige noch nicht genannte oder anders formulierte Aspekte zur Sprache kommen. Die „Zehn Kriterien für hilfreich helfende Menschen“ wurden in mehreren Seminaren der Diakonie und Caritas und in einem Curriculum einer Ausbildung zur Lebens- und Sozialberatung, sowie in zahlreichen Vorträgen präsentiert und zur Diskussion gestellt. Abgesehen vom erstgenannten und letztgenannten Kriterium stellt die Reihenfolge keine Wertigkeit dar.

4.1. Die Liebe zu sich selbst

So wie die Beispielgeschichte des Barmherzigen Samariters eingebettet ist in das Gespräch um das Doppelgebot der Liebe und es nur vor diesem Hintergrund hinsichtlich des Helfens in der Tiefe erfasst werden kann, so scheint mir die Voranstellung der Liebe auch für dieses Kapitel unverzichtbar zu sein. Wenn ich, vom Doppelgebot der Liebe ausgehend, die Selbstliebe zum Thema erhebe, so nicht deswegen, weil ich glaube, sie verdiene hinsichtlich der Gottes- und der Nächstenliebe einen Vorzug, sondern weil sie für unser Thema wahrscheinlich weniger selbstverständlich ist.

In vielen Diskussionen wird die Selbstliebe als Bedingung der Nächstenliebe dargestellt. Wer sich nicht selbst lieben kann, könne auch seinen Nächsten nicht lieben, wird dann behauptet. Ich halte diese Kausalität für zu kurz gegriffen. Sie wird dem Wesen der Liebe insofern nicht gerecht, als sie sich ihrem (göttlichen) Wesen nach über unsere irdischen Abhängigkeiten hinwegsetzt. Vielmehr verstehe ich sie als eine ständige Interdependenz aller drei Dimensionen in einer Gleichzeitigkeit, die herkömmliche Logik übersteigt. So ist auch an dieser Stelle wie oben (2.2.) als vom „Geist der Liebe“ oder dem „In-der-Liebe-Sein“ zu sprechen.

Bezugnehmend auf Emanuel Lévinas betont Henning Luther die Reziprozität menschlicher - und damit fragmentarischer - Ich-Identität: „Der jüdische Philosoph E. Lévinas sieht in der Verantwortung für den Anderen zuallererst den Ursprung für unsere Subjektivität. Verantwortlichkeit ist ihm zufolge nicht etwas, was erst eine starke, in sich gefestigte Persönlichkeit sekundär ausübt. Vielmehr entsteht unsere unverwechselbare Einzigartigkeit zuallererst aufgrund der Verantwortlichkeit für den Anderen, weil wir durch den Anruf des Anderen

unvertretbar herausgefordert sind. Niemand kann an unserer Stelle antworten. Lévinas schreibt: ‚In der Tat ist die Verantwortlichkeit kein bloßes Attribut der Subjektivität, so als würde diese bereits vor der ethischen Beziehung in sich selbst existieren. Die Subjektivität ist nicht ein Für-sich; sie ist, um es zu wiederholen, ursprünglich ein Für-einen-Anderen.‘ (E. Lévinas, Ethik und Unendliches, Graz/Wien 1986, 73).

Weil das Ich also nur ist, weil und insofern es ‚offen‘ ist für den Anderen, kann es keine geschlossene, feste Identität des Menschen geben. Lévinas betont: ‚Einzig ein verletzliches Ich kann seinen Nächsten lieben.‘ (E. Lévinas, Wenn Gott ins denken fällt, Freiburg/München 1985, 116). Unser Ich muß also fragmentarisch, offen und verletzlich sein, insofern es nur aus dieser Verantwortung für den Anderen lebt.“⁷¹

Nichtsdestotrotz ist im Zusammenhang des Helfens die Liebe zu sich selbst insofern besonders zu thematisieren, als hier eine besondere Quelle verhängnisvoller Verstrickungen zu orten ist. Man könnte auch von „Selbstwert“ oder negativ von „Minderwertigkeit“ (im Adlerschen Sinn) sprechen. Ich entscheide mich aber für den Begriff „Selbstliebe“ oder besser „Liebe zu sich selbst“. Denn die Liebe ist wie das Vertrauen nicht teilbar: wie dieses von einem Gottvertrauen ausgehend zu einem Dem-Anderen-Vertrauen und Ihm-etwas-Zutrauen sowie zu einem angemessenen Selbstvertrauen führt (siehe 2.8.), so führt auch die Liebe zur Selbstliebe zurück. Ich würde noch einen Schritt weiter gehen: Die Liebe kommt in der „Liebe zu sich selbst“ zu einem heilvollen Ziel. Wenn ein Mensch sich selbst lieben kann, obwohl er sich besser als andere kennt und nicht nur nolens volens sich zu akzeptieren gelernt hat, dann geschieht Heilsames. Die Liebe schließt die Akzeptanz natürlich ein, weist aber auch auf eine Aktivität hin. Die Liebe zu mir selbst hat die gleichen Wesensmerkmale wie die Liebe zum Nächsten, wie etwa die Freundesliebe. Das Kriterium könnte sein, gehe ich mit mir ebenso freundschaftlich um, wie mit anderen, wie mit meinem besten Freund? Der liebevolle Selbstbezug ist wichtig dafür, dass Helfen hilfreich werden kann. Umgekehrt – und leider ist dies oft der Fall – kann das Helfen missbraucht werden zu einer überzogenen Aufwertung und einem Nähren des Ichs, sowohl im erwarteten Dankeserweis, als auch (und das hat noch größere Folgen) in der erfahrenen Nähe, die mit der helfenden Beziehung einhergeht. Die Liebe zu sich selbst ist umfassend, was die eigene Person betrifft, und konkret. So schließt sie die Selbstfürsorge ein, wie auch die Achtsamkeit dem eigenen Körper gegenüber, die Verteidigung gegen Entwürdigung und eine tiefe Dankbarkeit für das eigene Leben. Man könnte ein „Hohelied der Liebe zu sich selbst“ anstimmen und würde den absolut mit sich versöhnten und glücklichen Menschen

⁷¹ Luther, Leben als Fragment, S. 268

beschreiben. Aber an dieser Stelle sei besonders auf das Fragmentarische des menschlichen Lebens verwiesen (siehe 1.4). Die vollkommene Liebe ist die göttliche, uns ist in jeder ihrer Richtungen die menschliche und oft allzu menschliche beschieden.

Im Doppelgebot der Liebe wird unterschieden zwischen der umfassenden Liebe zu Gott („von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt“⁷²) und der begrenzten Nächstenliebe, die gerade in der Liebe zu sich selbst ihr Maß findet.⁷³ Es besteht eine doppelte Interdependenz einerseits zwischen Nächstenliebe und Liebe zu sich selbst, andererseits zwischen der *maßlosen*, umfassenden Liebe zu Gott und der *maßvollen*, von menschlicher Begrenztheit geprägten Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst. Dieses Maß in der zwischenmenschlichen Liebe kommt in der Geschichte des Barmherzigen Samariters darin zum Ausdruck, dass dieser nur ein Stück seines Weges mit dem Verletzten teilt, seinen eigenen Weg aber dann fortführt, dass er der Kooperation im Helfen bedurfte und dem Wirt nicht sein gesamtes Geld zur Verfügung stellte, sondern nur einen angemessenen Betrag. Gleichzeitig erfahren wir von seiner Gottesliebe gar nichts, so als wäre sie der selbstverständliche Hintergrund der Geschichte oder eben auch umgekehrt: Sie erweist sich im Handeln auf horizontaler, zwischenmenschlicher Ebene. Auf dieser spielt immer der Aspekt des Ausgleichs im Sinne von Gerechtigkeit eine wesentliche Rolle, wie etwa zwischen Geben und Nehmen, wir sprechen von „innerer Balance“ und „Ausgeglichenheit“ als anzustrebendem Gemütszustand.⁷⁴

Der Wert der Liebe zu sich selbst scheint mir besonders verteidigungswürdig zu sein, wird sie doch oft als selbstsüchtig missverstanden. Ich würde behaupten, Selbstsucht und Egoismus sind das glatte Gegenteil einer Selbstliebe und eines gesunden Selbstbezugs, denn ihnen liegt ein Mangel, der unersättlich gestillt werden will, zu Grunde, während die Liebe von einer auf den anderen überfließenden Fülle ausgeht. Der Mangel macht süchtig und hat eine bindende Kraft, die Fülle dagegen eine lösende und ins Leben setzende.⁷⁵

⁷² Lk 10,27 nach der Übersetzung Martin Luthers, rev. Fassung 1964

⁷³ Vgl. auch: Theißen, Die Bibel diakonisch lesen; S.384f. Ders., Universales Hilfsethos im Neuen Testament, S.33

⁷⁴ In der systemischen Therapie und Beratung wird diesem Aspekt besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ein System strebt immer nach Homöostase (vgl. dazu: von Schlippe, Arist/Schweitzer, Jochen: Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung Band I. Das Grundlagenwissen. Göttingen ²2013, S. 104). Das Konzept der Nächstenliebe entspricht dieser inneren Struktur menschlicher Systeme.

⁷⁵ Vgl. dazu Eugen Drewermann: „Doch spricht man, statt von einem zweiten ‚Hauptgebot‘, von einer zentralen Lebensregel, so ist die psychologische Wahrheit unübersehbar, die sich in der

4.2. Eigene Kompetenz und ihre Grenzen wahrnehmen können

Kompetenz meint in diesem Zusammenhang auf der einen Seite Fähigkeiten, die in der eigenen Persönlichkeit, quasi als Begabung liegen, auf der anderen Seite aber auch gelernte Fertigkeit. Das Wissen um sich selbst - etwa um die eigene Herkunft und die damit verbundene Prägung, die eigene Art der Wahrnehmung und eventuell um wirksame Wunden, die sie beeinflussen, etc. – stellt die Basis der Kompetenz in der helfenden Beziehung dar. Aus diesem Grund scheint mir wichtig, dass der Anteil an Selbsterfahrung in den Ausbildungsmodulen zu helfenden Berufen entsprechend hoch ist. Es geht nicht in erster Linie darum, Kompetenz zu *haben*, sondern kompetent zu *sein* im Sinne einer sozialen Kompetenz. Helfen ist auch dann ein Beziehungsakt, wenn der Hilfsempfänger weit weg zu sein scheint, wenn ich etwa durch eine Geldspende helfe. Es bleibt insofern ein Beziehungsakt, als der Helfende beteiligt ist und sich eben so einbringt und nicht anders und weil die Hilfe einen Adressaten hat, selbst dann, wenn man ihn nicht kennt. So ist die erste Kompetenz immer die Beziehungskompetenz und in zweiter Linie erst eine Sachkompetenz, die je nach Situation mehr oder weniger in den Vordergrund rückt. Beide Kompetenzen haben Gewicht. Im Umgang mit Kindern, geistig eingeschränkten Personen und alten Menschen wird besonders deutlich, wie sehr beide Kompetenzen einander bedingen. In der Schule etwa können die besten didaktischen Methoden nicht wirksam werden, wenn nicht eine liebevolle Beziehung die Brücke bildet, über die das zu lernende Wissen an die Kinder gelangt. Hier wird nur etwas offensichtlich, was in jeder Kommunikation abläuft, nämlich dass die Sachebene ohne

wechselseitigen Verwiesenheit von ‚Selbstliebe‘ und ‚Nächstenliebe‘ ausspricht. Wohlgermerkt geht es hier nicht um die Illusion, es könnten ‚Egoismus‘ und ‚Altruismus‘ miteinander vereinbar werden. ‚Egoismus‘ ist gerade nicht der Ausdruck eines ruhigen Selbstwertgefühls, sondern eine überwertige und einseitige Wahrnehmung der eigenen Interessen auf Kosten anderer, und der Grund dafür liegt allemal in dem Gefühl einer abgründigen Bedrohtheit und in dem Unvermögen, inmitten einer feindgetönten Welt auf dem Verhandlungswege mit anderen vernünftige Kompromisse einzugehen. ‚Altruismus‘ wieder, obwohl moralisch meist sehr positiv bewertet, erscheint psychologisch nicht selten als eine Form der Selbstvermeidung und der Flucht vor sich selber. In Wirklichkeit führt der eine wie der andere ‚-ismus‘ in die Irre; was bleibt, ist die sichere Tatsache, daß (nur) ein innerlich ausgewogener Mensch mit anderen in ein verträgliches, sogar liebevolles Verhältnis zu treten vermag; und wieder ist es dabei die religiöse Dimension der menschlichen Existenz, die ein solches seelisches Gleichgewicht allererst ermöglicht. Sowie Gottes- und Menschenliebe untrennbar zusammengehören, so bilden Selbst- und Nächstenliebe eine Einheit.“ (Drewermann, Lukasevangelium, S 768)

Beziehungsebene kaum ankommt, wie Friedemann Schulz von Thun⁷⁶ eindrucksvoll gezeigt hat.

Hilfsbereitschaft ohne Sachkompetenz kann gefährlich werden sowohl für den Helfer, als auch für die Adressaten der Hilfe. Zum einen deswegen, weil handfeste Fehler und falsche Ratschläge etc. weiter gegeben werden können, besonders dann, wenn sie spontan aus dem eigenen Erleben herrühren und das Anderssein des Anderen nicht berücksichtigen. Zum anderen deswegen, weil die Grenzen der eigenen Fähigkeit und Beauftragung nicht erkannt werden. Das kann in beide Richtungen gehen: dass sich jemand zu wenig zutraut, sich gar nicht auf ein Helfen einlässt, weil „man ja nicht geschult sei“. Dies kann ein Herunterspielen eigener persönlicher Fähigkeiten oder das Ausweichen vor Verantwortung oder mangelndes Vertrauen bedeuten. Aus Vorsicht nicht zu helfen kann ebenso gefährlich und schädigend sein, wie falsch zu helfen oder zu weit zu gehen. Es könnte jemand allein gelassen und in der eigenen Bedürftigkeit missachtet werden. Die andere Seite ist die Selbstüberschätzung und damit verbunden das Überschreiten von Zuständigkeiten und Befähigungen. Die Grenzen sind nicht immer klar. Zum Beispiel wird im Bereich von Beratung zwar klar definiert, dass Lebensberatung keinen therapeutischen Auftrag hat im Sinne einer Heilung einer psychischen Krankheit, die nach einem standardisierten Manual diagnostiziert wurde, aber es versteht sich von selbst, dass der Übergang hier ein fließender ist und dass sehr wohl Beratung einen therapeutischen Effekt hat. Das Fachwissen etwa über Psychopathologie ist Voraussetzung, um entsprechende Grenzziehungen durchführen zu können.

Die Verantwortung dessen, der durch eine Hilfsbedürftigkeit eines anderen herausgefordert wird, erweist sich sowohl im spontanen helfenden Handeln als auch – im Wissen der eigenen Grenzen - im bewussten Nicht-Handeln. Es ist eine Frage der sozialen Kompetenz und einer gesunden Selbsteinschätzung, die Entscheidung treffen zu können.

Es bleibt festzuhalten: Hilfreiches Helfen heißt nicht immer professionelles Helfen. Professionelles Helfen heißt nicht immer hilfreiches Helfen. Spontanes, „laienhaftes“ Helfen ist nicht ersetzbar. Denn alle Ausbildung der Welt kann die „Herzensbildung“ nicht ersetzen.

⁷⁶ Schulz von Thun, Friedemann: Das Vier-Seiten-Modell: <https://de.wikipedia.org/wiki/Vier-Seiten-Modell>

4.3. Hilfe und Dank annehmen können

Wird das Helfen ein über vorübergehende Rollen hinaus bestehendes wesentliches Merkmal einer Persönlichkeit, so kann sich dies auch darin zeigen, dass das Nehmen im Allgemeinen und das Annehmen von Hilfe im Besonderen schwer fallen. Die Rolle des Hilfsbedürftigen und Empfangenden ist gerade jene, die vermieden wird, da eben die gegenteilige eingeübt ist und der Verlust der Helferrolle als Mangel an Souveränität oder als Machtverlust erfahren und Hilfsbedürftigkeit umso mehr als Kränkung des eigenen Ich-Ideals empfunden wird. Um eine zwar hilfsbereite Person, aber keine Helferpersönlichkeit zu werden, dienen die mannigfaltigen Bereiche und Situationen des Lebens, in denen wir angewiesen sind auf andere. Das Annehmen von Hilfe dient so zum einen dem notwendigen Ausgleich der Rollen, zum anderen auch dem Sich-immer-wieder-bewusst-Machen, wie das Helfen der anderen wohltuend oder aber verletzend sein kann. Wer Hilfe annimmt, nimmt sich zunächst selber an in seiner jeweiligen Bedürftigkeit und umgekehrt ist die Abwehr von Hilfe eine Ablehnung eines Angewiesenseins, sei es in einer besonderen Lebenssituation oder auch ganz generell als Mensch.

Wenngleich auch die Ablehnung von Hilfe nicht immer eine generelle Tendenz von Helfern sein muss, so doch oft die Schwierigkeit, Hilfe in der jeweiligen Helferrolle anzunehmen. Dies kann als Eingeständnis eines Kompetenzmangels erlebt werden.

Dabei ist doch gerade das Wissen um die begrenzte eigene Wahrnehmung und das eingeschränkte Vermögen Hinweis auf einen realistischen Blick sowohl auf die eigene Person, als auch meist auf eine spezielle Situation. Die Hilfe im Helfen kann durch andere Personen des eigenen Faches erfolgen oder von ergänzenden Fachrichtungen und Institutionen mit dem Ziel, dass dem Hilfsbedürftigen bestmöglich geholfen wird. Die begleitende Frage „Wer kann noch zur Hilfe beitragen?“ ist so gesehen einerseits eine sich selbst relativierende, andererseits eine höchst sachgemäße hinsichtlich der zu leistenden Hilfe.

Wesentliche Hilfe besteht daher darin, Hilfe so zu organisieren, dass angebotene Kompetenzen und Fachrichtungen optimal koordiniert werden. Bei einer Katastrophe kommt dem Einsatzleiter diese Rolle der Koordination zu. Sie ist beispielhaft auch für die alltäglichen, kleinen „Katastrophen“, die ein Helfen verlangen. So wie ein Einsatzleiter eine große Distanz zum Geschehen bewahren muss, um den Überblick zu behalten, so gilt dies auch für herkömmliches Helfen: Distanz ist so hilfreich wie Nähe. Bewahrt die Distanz den Überblick, so ermöglicht Nähe Trost und Schutz. Beides zur rechten Zeit abrufen, beziehungsweise durch andere ergänzen zu können, zeichnet kompetentes Helfen aus.

Das Einholen eines Feedbacks von Hilfsempfängern im Sinne einer Frage wie „Was hat Ihnen gut getan?“ kann dienlich sein, um Methoden oder Herangehensweisen zu verfeinern, trägt aber auch wesentlich dazu bei, den Hilfsempfänger in eine Position zu bringen, die auch ihn zum Helfer macht, so dass das Machtgefälle der helfenden Beziehung etwas ausglich wird. Betroffene Hilfsempfänger sind oftmals die besten Lehrmeister der Helfenden. Vor diesem Hintergrund ist die Rollenzuschreibung von „Helfenden“ und „Hilfsempfängern“ nur noch eine rein äußerliche, die von einer inneren Haltung eines gleichwertigen Beziehungsgeschehens ersetzt werden kann. Henning Luther streicht dies im Hinblick auf seelsorgerliches Helfen deutlich heraus: „Die in den Grenzsituationen aufbrechenden Fragen und Probleme werden akut erfahrbar zuerst immer von jenen, die unter ‚Leidensdruck‘ stehen und uns anderen als hilfsbedürftig erscheinen. Es bedeutete aber Verdrängung, wenn wir – nach dem Delegationsprinzip – uns als davon unbetroffen zeigen würden. Weil uns Gesunden, Starken, Lebenden (...) diese radikale Betroffenheit – dank erfolgreicher Verdrängungsleistung – so schwer fällt, müssen wir Unbetroffen-Bleibende allererst unsere Betroffenheit lernen. Darum kann es gegenwärtig notwendig sein, daß die immer vorherrschende asymmetrische Beziehung vorerst umgekehrt wird. Die ‚Helfer‘ lernen von den ‚Hilflosen‘, die Schwachen, Kranken, Sterbenden.... werden zu Lehrmeistern für die Starken, Gesunden, Lebenden (...)“⁷⁷ Dies gilt im umfassenden Sinn sowohl in der Qualifizierung des helfenden Handelns, als auch viel mehr in Bezug auf die persönliche Auseinandersetzung des Helfers mit sich selbst. (Siehe unten 4.4.)

Vor dem Hintergrund des Ausgleichs zwischen den Rollen der Helfenden und Hilfe-Empfangenden muss noch das Annehmen von Dank und Ausgleichshandlungen Erwähnung finden. Hinter dem Verweigern, Zeichen des Dankes anzunehmen steht sehr oft der unbewusste Wunsch, in der Rolle des Überlegenen zu bleiben. Dieser kommt eventuell auch in Äußerungen zum Ausdruck, die das eigene Helfen herunter spielen, wie etwa, „es sei ja nicht der Rede wert gewesen“ oder ähnliche Phrasen. Frei ist ein helfendes Handeln dann, wenn es weder auf Dank angewiesen ist, noch Dank zurückweisen muss.

Vor diesem Hintergrund des Ausgleichs kann auch die Bezahlung von Hilfe gesehen werden. Zum einen kann sie als Dienstleistung wie eine Ware gekauft werden. Der Empfänger von Hilfsleistung wird so zum Auftraggeber und das Gefälle zwischen den Rollen wird weitgehend ausgeglichen. Zum anderen aber geht hier auch etwas von dem lebendigen und freiwilligen Austausch von Geben und Nehmen in einer Beziehung verloren, den das unprofessionelle Helfen in jedem Fall ebenso in sich birgt und dem Rechnung zu tragen ist. Eine wesentliche

⁷⁷ Luther, Alltagssorge und Seelsorge, S.13

Kompetenz einer hilfreich helfenden Person – sowohl im professionellen Kontext, als auch etwa im alltäglichen, privaten, laienhaften Umfeld - bleibt das gleichwertige *Nehmen*-Können neben dem *Hilfe-Geben*.

4.4. Sich als Helfer helfen (lassen)

Nachdem das Helfen immer auch Beziehungsgeschehen ist, ist der Helfende stets mit seiner Person beteiligt. Als solches hat es einen mehr oder weniger relevanten Einfluss auf sein Leben.

Besonders eindrücklich und exemplarisch ist das standardisierte Verfahren des CISM (Critical Incident Stress Management)⁷⁸, das für Helfer nach belastenden Einsätzen eingesetzt wird. In Österreich haben sich diese Verfahren im Rahmen der Krisenintervention und Notfallseelsorge weitgehend im Rahmen der Feuerwehr durchgesetzt, etwas weniger aber im Bereich der Polizei, der Justizwache und anderen Einrichtungen und Berufsgruppen, die belastende Situationen durch belastende Sinneseindrücke (visuell, akustisch und olfaktorisch) verkraften müssen. Die Gefahr, dass sich hier Belastungssymptome manifestieren, wie Flashbacks, Schlafstörungen, lähmende Müdigkeit oder somatische

⁷⁸ „CISM bezieht sich auf kritische Ereignisse, die die gewohnten Bewältigungsmechanismen der Betroffenen potenziell überfordern. Das kann zu erheblicher Stressbelastung und Beeinträchtigung der normalen Situationsanpassung führen. Kritische Ereignisse sind potenziell traumatische Ereignisse.

Die CISM- Maßnahmen zielen auf die Reduktion von Häufigkeit, Dauer und Schweregrad der Stressbelastung nach dem Ereignis sowie auf die Nachsorge und Weiterbetreuung durch Spezialisten, falls notwendig. (...) CISM ist ein strukturiertes, mehrteiliges System von Maßnahmen, die auch in Situationen mit großem Handlungsdruck gut einsetzbar sind.“

Hausmann, Clemens: Handbuch Notfallpsychologie und Traumabewältigung. Grundlagen, Interventionen, Versorgungsstandards. Wien 2003, S. 201f). Alle weiteren Zitate in dieser Anmerkung aus diesem Buch.

„Die wichtigsten CISM-Maßnahmen stellen ein integriertes System von Maßnahmen dar, die zeitlich und inhaltlich aufeinander abgestimmt sind (ebd, S. 203) und setzen sich zusammen aus:

1. Vorbereitung auf kritische Ereignisse
2. Individuelle Krisenintervention
3. Informationsveranstaltung (Crisis Management Briefing) im Sinne einer Psychoedukation
4. Defusion (kurzes Gruppengespräch in drei Phasen)
5. Debriefing (mehrstündiges Gruppengespräch in sieben Phasen)
6. Familien- und Organisationsunterstützung zur weiteren Vernetzung und Betreuung
7. Nachsorge und wenn notwendig Überweisung.

Beschwerden ist hoch einzustufen. Schädigungen können auch insofern sehr nachhaltig sein, als in vielen Fällen kein Zusammenhang zu einem belastenden Hilfseinsatz hergestellt wird. Auswirkungen in weiterer Folge können sich etwa in Suchtverhalten, Beziehungsschwierigkeiten und einem manifesten oder latenten Vermeidungsmuster zeigen.

Die positiven Erfahrungen mit solchen strukturierten Verfahren nach belastenden Einsätzen zeigen, wie wichtig es ist, Psychohygiene sehr ernst zu nehmen. Auch dann, wenn die Belastung des Helfens objektiv nicht als hoch einzuschätzen ist, kann sie subjektiv „hängen bleiben“. Ein wesentlicher Faktor für einen guten Umgang mit sich selbst als Helfer liegt darin, bewusst aus einer Situation des Helfens wieder auszusteigen und die Rolle des Helfers abzustreifen (siehe 3.7.). Rituale oder Ablegen von Kleidung, die während des Helfens getragen wurden, können dazu beitragen.

Ein wichtiger Beitrag, zu einer notwendigen Distanz zu helfenden Beziehungen zu kommen, stellt die Supervision dar⁷⁹. Die drei Ziele, die für die Supervision im Umfeld von Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik von Walter Andreas Scobel für ausschlaggebend angeführt werden, halte ich auch allgemein für Menschen in helfenden Beziehungen für relevant:

- Introspektion (Innenschau) und Selbstöffnung
- Selbstreflektierende Analyse des eigenen beruflichen Handelns,
- Auseinandersetzung mit der eigenen Person, aber auch mit den Supervisions-„Geschwistern“ und dem Leiter der Gruppe (Supervisor)⁸⁰:

Das Bewusstsein, Supervision zu benötigen und der Wille, sie in Anspruch zu nehmen, sind ein Hinweis darauf, dass ein Problembewusstsein und eine Haltung vorliegen, die der Komplexität von helfenden Beziehungen angemessen sind. Umgekehrt wird in einer ablehnenden Position zum Angebot einer Supervision sehr oft eine unreflektierte und sich selbst überschätzende Haltung deutlich. (Daraus folgt der Schluss und die Erfahrung von Supervisoren, dass die, die Supervision am dringendsten nötig haben, diese nicht in Anspruch nehmen.) Das Inanspruchnehmen von Supervision bedarf der Freiwilligkeit, nur so ist ein Sich-Öffnen für Feedback, Kritik und Hilfe möglich und ein Wissen um die eigene

⁷⁹ „Im beruflichen Kontext sind die Begriffe ‚Supervision‘ und ‚Coaching‘ relativ bekannt. Mit beiden Begriffen sind dort in der Regel Unterstützungsinstrumentarien für Menschen gemeint, die sich für die Gestaltung ihrer Arbeit ‚Überdenkzeiten‘ nehmen und diese professionell begleiten lassen.

“ Reichl René (Hg): Beratung, Psychotherapie, Supervision. Einführung in die psychosoziale Beratungslandschaft. Wien, 2005; S.156)

⁸⁰ Vgl.: Scobel, Walter Andreas: Was ist Supervision? Göttingen ⁴1997

Begrenztheit, um die Vielfalt von manifesten und latenten Motiven und um die Anfälligkeit für Verstrickungen.

Denn gerade letzteres geschieht unbemerkt auf Grund von Projektionen und Beziehungsmechanismen, die von allen Beteiligten eines Beziehungsgeschehens ausgehen können. „Beziehungsfallen“ sind gerade in ihrer Unsichtbarkeit wirksam. Supervision kann dazu dienen, sie rechtzeitig zu entdecken oder gegebenenfalls aus ihnen heraus zu helfen.

Neben der Haltung des Supervisanden, der Supervision bedürftig zu sein und der Beobachtung des Beziehungsgeschehens des Helfens bietet die Supervision eine entscheidende Hilfe in der Wahrnehmung „des Falls“ an. Zum einen sehen mehrere Augen mehr, zum anderen erkennt man aus einer Perspektive emotionaler Distanz neue Faktoren, die wesentlich sein können für die zu leistende Hilfe oder für die helfende Beziehung. So kann etwa das Augenmerk leichter auf systemische Faktoren gelenkt werden, die vielleicht das Problem mit beeinflussen.

Das regelmäßige Inanspruchnehmen von Supervision stellt auch insofern ein sorgsames Umgehen mit der eigenen Helferrolle dar, als es Sicherheit verleiht und die gedankliche Vorwegnahme der Supervision die Wahrnehmung schärft, etwa durch die an sich selbst gestellte Frage „Was würde mein Supervisor dazu fragen oder sagen?“

Supervision dient also der persönlichen Haltung. Sie schärft die Wahrnehmung der eigenen Helferrolle, den Beziehungsdynamiken, der Komplexität von Problemlagen, und sie sensibilisiert für das weitere helfende Handeln.

Intervision, als eine gezielte, gegenseitige Begleitung von Personen in gleichen oder ähnlichen Arbeits- oder Beziehungsfeldern, stellt ebenso eine wichtige Möglichkeit dar, sich aus einer gewissen Distanz kritisch wahrzunehmen. Sie ersetzt allerdings nicht die professionelle Supervision, da nur dort eine besondere Distanz zu den thematisierten Inhalten garantiert ist und eine geschulte Wahrnehmung und ein methodisches Vorgehen erwartet werden können.

4.5. Ressourcen kennen und in Anspruch nehmen

So sehr jede Beziehung vom Geben und Nehmen geprägt ist und nicht hundertprozentig eindeutig eingeteilt ist in Sender und Empfänger, denn immer ist auch der Helfer ein Nehmender und der Hilfsempfänger auch ein Gebender, so sehr sind doch die Anteile in der Regel nicht ausgewogen. Es mag sein, dass emotional nicht unmittelbar wahrnehmbar ist, wie sehr eine helfende Beziehung auch zehren kann. Der psychische Kraftaufwand lässt sich nicht so unmittelbar ablesen, wie ein körperlicher, wenn etwa die Muskeln mit Übersäuerung auf große Anstrengung reagieren. Aber auch die Psyche reagiert auf einseitige Belastung,

nur unmerklicher und vieldeutiger. Umso wichtiger scheint mir nicht nur eine sensible Selbstwahrnehmung, sondern auch das Wissen um eigene Ressourcen zu sein. Die Frage „Was nährt mich?“ oder „Woher beziehe ich meine Kraft?“ ist in zweierlei Hinsicht von großer Bedeutung. Zum einen: Wer die Quelle kennt, findet den Weg zu ihr. Das Wissen darum, was mir Kraft und Freude bereitet, ermöglicht ein gezieltes und verantwortetes Nutzen der Ressourcen. Manche Quellen sind versteckt, sind aber dennoch nährend vorhanden. Oft sind es kleine und völlig unscheinbare Tätigkeiten oder Verhaltensweisen, die unbewusst verlaufen, die aber längst eingesetzt werden, um Luft zu holen. Sie zu entdecken, ermöglicht die bessere Nutzung, lässt den jeweiligen Selbstregulierungsmodus erkennen und entlastet auch insofern, als erkannt wird, dass man einer etwaigen Überforderung auch unbewusst ausgleichend entgegenwirkt. Manche Tätigkeiten – wie etwa das Reisen – können als Zusatzbelastung oder als Erholung gedeutet werden. Es obliegt also bis zu einem gewissen Grad auch der eigenen Bewertung, was Ressource oder Belastung ist.

Zum anderen ist die Gefahr, zu wenig auf eigene Ressourcen außerhalb der helfenden Beziehung zu achten, insofern groß, als das Geben zu sehr zum Nehmen wird und so Abhängigkeitsverhältnisse entstehen. Ich brauche dann mein Helfen für mich selbst, der Dank des anderen wird zur Lapsal, und bei dessen Ausbleiben wird die Enttäuschung groß sein. Der Mangel an Ressourcen führt dazu, dass helfende Beziehungen eine Sogwirkung erzeugen, die die Kraft anfänglich unbemerkt, dann aber dramatisch schnell entziehen können. Man spricht dann von Burn-Out.

Wie die Ressourcen sich gestalten, hängt sehr vom Menschentypus und vom jeweiligen Lebensstil ab. Je ausgewogener und vielfältiger das Leben gestaltet wird, desto bewusster kann man Kraft tanken. Die Kraftquellen liegen im Spirituellen (Gebet, Meditation, Stille, Gottesdienst, Singen...etc), im Körperlichen (Sport, Sexualität, gutes Essen, etc.), in der Natur (spazieren gehen, wandern, betrachten...), in ausgewogenen Beziehungen (Partner, Familie, Freunde) und im Schöpferischen (künstlerisches oder handwerkliches Tun, Garten, etc). Es ist sinnvoll und hilfreich, auf die psychische Belastung helfender Beziehungen auf der Ebene des Körpers zu reagieren, um so indirekt auf die Psyche einzuwirken, indem eine körperliche Entspannung herbei geführt wird, die auf das psychische Befinden rückwirkt.

Der Umgang mit eigenen Ressourcen ist weder als eine Art „Belohnung“ zu gestalten, noch als das Füllen der Zeit, die nach der helfenden Arbeit fallweise noch geleistet werden kann, sondern ist wesentlicher Bestandteil von helfenden Beziehungen, besonders dann, wenn sie mit dem Beruf in Verbindung stehen.

Das Nutzen von Ressourcen hat sowohl reaktiven als auch präventiven Charakter. Es begleitet und umgibt das helfende Tun. Dabei ist fraglos das Eingebettetsein in freundschaftliche und kollegiale Beziehungen und in verlässliche Strukturen eine der wesentlichsten nährenden Komponenten. Eine Burn-Out-Symptomatik entsteht in den seltensten Fällen allein durch eine Überbelastung in einem Arbeitsfeld, sondern fast immer in Kombination mit fehlenden Beziehungsressourcen. Martin Luther nennt in den Erläuterungen zum „Kleinen Katechismus“ die notwendigen Ressourcen „fromme Gehilfen, fromme und treue Oberherren, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.“⁸¹ Nutzen von Ressourcen bedeutet, helfende Beziehungen verantwortlich zu leben.

4.6. Unterscheidung von Mitgefühl – Mitleid - Liebe

Der barmherzige Samariter unterscheidet sich in erster Linie von den Männern des Kults dadurch, dass er sich einlässt, dass der Anblick des Halbtoten ihn erschüttert. Er zeigt Empathie. Mitgefühl veranlasst ihn zu handeln. Vielleicht kann darin schon ein wesentlicher Unterschied zwischen initiiertem Mitgefühl und anhaftendem Mitgefühl – das ich als Mitleid bezeichnen würde - erkannt werden: das eine initiiert und motiviert zum Handeln, das andere hingegen erschwert es und lähmt, weil das fremde Leid zum eigenen gemacht wird und es so in die Handlungsunfähigkeit führt. Eine Haltung anhaftenden Mitgefühls oder Mitleids führt allzu leicht dazu, den anderen zu demütigen, zum einen, indem er auf sein Leid reduziert wird, zum anderen, weil jener, dessen Zugang von anhaftendem Mitgefühl geprägt ist, zu glauben meint, was des anderen Leid sei. Er lässt den anderen nicht anders sein, sondern nimmt ihn hinein in seinen eigenen Erfahrungshorizont und in sein Weltbild und wird so grenzüberschreitend. Er reagiert – etwas überspitzt gesagt – nicht wirklich auf das Leid des anderen, sondern auf die Störung in seinem Wunsch nach Unversehrtheit und Harmonie und die damit verbundene Angst. Er wird zum Teil des anderen und der andere ein Teil von ihm. Es gibt dann zwei Leidtragende.

Heilvolles Mitgefühl hingegen initiiert die Handlung. Die Liebe gibt dann den anderen frei. Sie lässt dem anderen die Würde, sein Schicksal zu tragen und zu meistern und mischt sich nicht selbst ein, sondern unterstützt und hilft dem anderen nach dessen Bedarf. Sie sieht den ganzen Menschen, sieht sein unsichtbares, eigentliches Sein und lässt ihm damit seine unantastbare Würde. Die Liebe birgt etwas Transpersonales in sich. Das „In-der Liebe-Sein“ vertraut alle Betroffenen einer höheren Liebe an und lässt so sich selbst und den anderen frei.

⁸¹ zitiert nach: J. Müller-Lange (Hrsg.): Handbuch Notfallseelsorge; S.43

Die Wiener Psychotherapeutin Christl Lieben geht in ihrem sehr persönlich gehaltenen Buch „Die Liebe kommt aus dem Nichts“⁸² auf die begriffliche Unterscheidung von anhaftendem Mitgefühl und Liebe ein und prägt eine zunächst irritierende, dann aber erhellende Formulierung: „Liebe frei von Mitgefühl“. Irritierend wäre die Formulierung dann, wenn hier „ohne Mitgefühl“ stünde oder gemeint wäre⁸³. Das wäre Unsinn. Mitgefühl und Empathie sind spontane Reaktionen, im wahrsten Sinne aus dem „Bauch heraus“, bedingt durch Spiegelneuronen und Veranlagung, instinkthaft und zur Handlung motivierend. Die Liebe „frei von Mitgefühl“ bedeutet, dass sie über die eigene Betroffenheit hinaus geht und den anderen in seinem Geheimnis des Andersseins lässt. Zugespitzt könnte man sagen: Die Liebe sieht in ihrem Licht wärmender Klarheit gleichzeitig das Hässliche des Leids des Anderen und ahnt die Schönheit seines eigentlichen Wesens, das einer äußeren Betrachtung verborgen bleibt. Sie sieht hinter die Kulisse augenscheinlicher Hilfsbedürftigkeit des anderen und anerkennt diese als einen Teil seiner menschlichen Würde. Sie sieht den Anderen nicht allein in dessen Mangel, sondern in dessen Fülle.

4.7. Reflexion eigener Bedürfnisse etwa nach Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Nähe

Vor dem Hintergrund des von Alfred Adler geprägten Menschenbildes (siehe 1.3.) ist der Mensch immer auch von einem Machtstreben angetrieben. Nachdem der Begriff der Macht negativ konnotiert ist und er auch oft als Gegensatz zum Gemeinschaftsstreben verwendet wird, scheint es mir in diesem Zusammenhang angebrachter und neutraler formuliert zu sein, von der Freude am Gestalten oder von Gestaltungslust zu sprechen oder psychologisierend von der Selbstwirksamkeit. Wie auch immer, entscheidend ist die Bereitschaft zur Selbstreflexion darüber, wie hoch der Anteil der jeweiligen Erfahrung von Selbstwirksamkeit ist, der von helfenden Beziehungen stammt. Nimmt sich jemand hauptsächlich deswegen selbstwirksam wahr, weil er dies durch sein Helfen erfährt, liegt wahrscheinlich eine Schieflage vor, die problematische Auswirkungen haben kann und eine Neigung zur gegenseitigen Abhängigkeit aufweist.

Nachdem solche Anteile weder eindeutig quantifizierbar noch qualifizierbar sind, ist es gerade auch an dieser Stelle wichtig, die gründliche Selbstreflexion durch

⁸² Lieben, Christl: Die Liebe kommt aus dem Nichts. Wenn sie uns berührt, nehmen wir Gestalt an. Berlin-München, 2014

⁸³ In einem Gespräch mit Christl Lieben wurde mir die Pointe ihrer Formulierung „frei von Mitgefühl“ im Vergleich mit dem Verhältnis zum Geld deutlich. Denn der Unterschied, „ohne“ Geld zu sein oder „frei“ von Geld zu sein, ist unmittelbar einleuchtend und auf die Liebe übertragbar.

Fremdwahrnehmung in Feedback und Supervision zu ergänzen. Die positiv gestellte Frage „Wo erlebe ich meine Gestaltungsfreude/ Selbstwirksamkeit / Macht?“ kann wesentlich dazu beitragen, die eigene Vielfalt wahrzunehmen oder eben den Mangel an dieser. So kann zum Beispiel die Freude an der Gartenarbeit, an handwerklichen Tätigkeiten oder Mitgliedschaft in einem Vorstand etc. etwas Bedeutung Gebendes darstellen und helfende Beziehungen von dieser Bedürftigkeit „entlasten“.

Dabei geht es nicht darum, sich die Freude am Erleben der eigenen Selbstwirksamkeit beim Helfen zu versagen oder alle Motive durchleuchten zu wollen und einen Purismus anzustreben, der ja wieder nur sehr egozentrisch wäre. Sondern im Gegenteil: Es geht um die gute Verteilung der Bestätigungsquellen und eine gesunde Freude an sich selbst, die letztlich in einer Dankbarkeit gründet, darum wissend, dass das eigentlich Wirksame von jenseits eigener Verfügungsgewalt liegt. Wer sich selbst in seiner eigenen Selbstwirksamkeit erfährt und diese als ein Geschenk und eine Begabung versteht, wird sie positiv verantworten und nicht zum Machtmissbrauch nützen. Es wäre eine gesunde Form von Bescheidenheit, die eigene Kraft als Gabe zu nehmen, zu verantworten und zu geben. Es ist ein höchst fragwürdiges Ethos, sich „nicht wichtig zu nehmen“, wie oftmals in verschiedenen, moralisierenden, pädagogischen Ansätzen vermittelt wurde. Nur wer sich selbst wichtig nimmt, kann sich auch zurück nehmen und die Gefahr, dass das Sich-wichtig-Nehmen durch die Hintertür im Helfen sich ihren Raum verschafft, ist wesentlich geringer. Anders gesagt: Wer sich nicht wichtig *nimmt*, läuft leichter Gefahr, sich wichtig zu *machen*.

Analog zu dem Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit verhält es sich auch mit anderen Bedürfnissen, wie jenem nach Nähe. Besonders in seelsorgerlichen Beziehungen kann es auch zu einer großen Nähe der Beteiligten kommen. Wird das Bedürfnis nach Nähe nicht auch in anderen Beziehungen, wie Partnerschaft, Freundschaften, Familie, etc. erfahren, laufen Helfer Gefahr, die seelsorgerliche Beziehung zu missbrauchen und schaffen gegenseitige Abhängigkeit. Nur im Wissen um die eigenen Bedürfnisse und in einem bewussten Umgang mit diesen kann eine heilvolle Nähe im angemessenen Rahmen zugelassen und nutzbar gemacht werden.

4.8. Das Verständnis von „stark“

Die helfende Beziehung hat die Neigung, ein Gefälle zu bilden: Der augenscheinlich Starke hilft dem offensichtlich Schwachen.

Zunächst stimmt dies in den meisten Fällen in Bezug auf die jeweilige Hilfsbedürftigkeit: Da gibt es etwa auf der einen Seite den Fachmann und auf der anderen Seite den Klienten, den Ratsuchenden. Stärke und Schwäche definieren

sich am gleichen Kriterium: Der „Schwache“ fragt die „Stärke“ in einer spezifischen Frage oder in einem abgegrenzten Bereich ab, etwa eine medizinische Fachberatung oder ein Mensch auf dem brüchigen Boden einer akuten Krise stützt sich an der Stärke eines Seelsorgers, der zumindest in dieser Situation auf festem Boden steht. Eine solche Situation ist im positiven Fall eine vorübergehende und sich selbst auflösende, wenn es gelingt, dass der „Schwache“ an Stärke gewinnt und den „Starken“ nicht mehr braucht. Dazu braucht es mindestens zwei Bedingungen: Erstens, dass beide Seiten auf das Beenden dieser Form von Beziehung zielen. Das heißt, dass der Hilfsbedürftige nicht Gefallen findet in seiner Rolle, hilfsbedürftig zu sein und dadurch z.B. einiges nicht selber macht oder Verantwortung übernimmt und der Helfende seine Rolle nicht missbraucht, um etwa seinen Selbstwert aufzubessern. Zweitens gilt es zu klären, was „stark“ oder „gesund“ für beide Seiten für die jeweilige Situation bedeutet. Es könnten hier sehr leicht die Vorstellungen auseinander gehen. So könnte es etwa für den Hilfesuchenden ein bewusstes oder unbewusstes Ziel sein, wieder souverän zu wirken und möglichst keine Gefühle zu zeigen, besonders keine weinerlichen, während es aus der Sicht des Begleiters ein Zeichen von Stärke ist, endlich transparenter und spürbarer zu werden.

Ein sehr plastisches Beispiel, mit einer Zielvorstellung besonders im therapeutischen Bereich umzugehen, ist etwa die Methode des „Gesundheitsbildes“ nach Prof. Harry Merl.⁸⁴ Hier geht es im Wesentlichen darum, den Ratsuchenden anzuleiten, sein Bild von sich als gesunden oder wünschenswerten Menschen zu entwickeln und Wege zu finden, sich diesem Bild anzunähern.

Die Frage nach „dem Gesundheitsbild“ ist einerseits eine sehr individuelle Frage, andererseits aber eine prinzipielle, bzw. ethische nach dem, was es wahrhaft anzustreben gilt. Was „stark“, bzw. „gesund“ bedeutet hängt wesentlich vom jeweiligen Menschenbild ab. Geprägt von einem jüdisch-christlichen Menschenbild, das mir durch den systemischen Ansatz in Beratung und Supervision noch deutlicher geworden ist, gehe ich von einem relationalen Menschenbild aus. Es begreift den Menschen im Wesentlichen in einer vierfachen Bezogenheit: zum Mitmenschen, zu sich selbst, zur Transzendenz und zur geschöpflichen Mitwelt.

⁸⁴ „Das Gesundheitsbild nach Dr. Harry Merl ist eine kreative, spielerische und leicht nachvollziehbare Methode, um sich persönliche und berufliche Ziele klar vor Augen zu führen und Wege zu entdecken, auf denen sie erreichbar sind. Wie eine Landkarte der Seele zeigt das Gesundheitsbild Barrieren und Möglichkeiten und macht den leichtesten Zugang zum Ziel erkennbar. Ohne zu bedrängen, eröffnet es überraschende Einsichten, erleichtert von den „do's and don'ts“ der Ratgeberliteratur und macht Lust und Mut, Konflikte zu lösen und sich auf den eigenen Weg zu Gesundheit, Wohlbefinden, Erfolg und Lebensfreude zu machen.“ (<http://www.gesundheitsbild.de>, zuletzt aufgerufen am 12.5.2018.)

Das heißt, nach dieser Sichtweise liegt das Kriterium nicht im rein Funktionalen, sondern auf der Ebene von Beziehungen. Ein körperlich eingeschränkter Mensch kann demnach als stark und gesund gelten, während ein topfitter Egozentriker als ungesund angesehen würde.

Hilfe bezieht sich natürlich nicht immer auf das Gesamte des Lebens, sondern meist auf Teilbereiche. Dennoch werden das jeweilige Menschenbild und die damit verbundenen Kriterien maßgeblich in der Haltung und Ausrichtung bleiben. Es ist unerlässlich, sich des eigenen Menschenbildes bewusst zu sein und nicht vorauszusetzen, dass es bei einem anderen gleich sei.

4.9. Vom Sich-überflüssig-Machen und von möglicher Konkurrenz

Die helfende Beziehung hat immer die Tendenz, sich möglichst als solche aufzulösen oder zu wandeln. Das Ziel ist die Überwindung der Hilfsbedürftigkeit und die Erstarkung der Person, die zunächst Hilfe in Anspruch nimmt. In den meisten Bereichen ist dies ziemlich selbstverständlich und unproblematisch, wie z.B. in Krisenberatung, sachbezogener Hilfe oder Pflege. In anderen Bereichen – besonders, wenn es um Weitergabe von Fertigkeiten oder Lehre geht - kann dieser Übergang dem Helfenden einiges abverlangen, nämlich dann, wenn der ehemalige Empfänger zunehmend gleichrangig und zur Konkurrenz wird. Ablösungstendenzen können dann schmerzhaft werden, bis dahin, dass der ehemals Helfende auf verschiedene Weise überholt wird vom ehemals Lernenden und Empfangenden und etwa schlecht gemacht oder auf andere Weise „entthront“ wird. Das kann auch wirtschaftliche Konsequenzen haben, wenn etwa ein ehemaliger Lehrling, der sein Handwerk eben auch deswegen so gut gelernt hat, weil er einen hervorragenden Lehrmeister gehabt hat, selber seinen Betrieb eröffnet und nun Mitanbieter und Konkurrent auf dem Markt wird. Jemandem zur Größe zu verhelfen kann bedeuten, es zuzulassen, dass man selbst überholt wird und sich sogar gegebenenfalls die Verhältnisse umkehren und der vormals Lernende auf dem neuesten Stand der Entwicklung ist und den ehemals Lehrenden darüber informiert. Das sind für alle Beteiligten keine leichten Vorgänge in der Herausforderung, Rollen loszulassen und neue anzunehmen.

In einem wahrhaft helfenden oder lehrenden Verhältnis gilt es, sich dies mit den verbundenen Ängsten bewusst zu machen und zu prüfen, ob ich als Helfer vor diesem Hintergrund die Stärke des anderen wirklich zum Ziel habe.⁸⁵

⁸⁵ Jürgen Ziemer verweist auf den Charakter des Teilens in der helfenden Beziehung: „Helfen sollte nicht nur herrschen sein, so unvermeidlich es das immer auch ist, es sollte zugleich teilen sein: Wissen, Fähigkeiten teilen, damit der Hilfsbedürftige zunehmend sein Macht zurückgewinnt und wieder handlungsfähig wird.“ (Ziemer, S. 9)

Diese Dynamik zeigt sich sehr oft in Vater-Sohn- und Mutter-Tochter-Beziehungen, in denen sich eine Art Eifersucht oder zumindest eine sehr ambivalente Beziehung breit machen kann, wenn - ungewohnter - Weise, der eigene Sohn vielleicht das schafft, was dem Vater versagt worden ist oder die Tochter jene Karriere einschlagen kann, die die Mutter auch gerne verfolgt hätte.

Eigene Kinder, Auszubildende oder auf andere Weise auf Hilfe Angewiesene „groß“ werden lassen, schließt ein, sie auch „größer“ werden zu lassen.

4.10. Hilfe durch Hilfsverweigerung und Ziehen von Grenzen

Ich habe bewusst das Grenzziehen und Nein-Sagen an das Ende der Reihe von Kriterien hilfreichen Helfens gestellt, weil ich davon überzeugt bin, dass, so wichtig diese Kompetenz auch sein mag, sie doch als eine Folge von der Hinwendung und dem Sich-Einlassen zu sehen ist und kein Ausgangspunkt sein kann. In vielen Ratgebern und Seminaren wird heute das Nein-Sagen thematisiert und geübt. Das hat seine Berechtigung dann, wenn die Neigung, sich manipulieren zu lassen oder einem Druck leicht nachzugeben sehr prägend ist. Wenn aber die Liebe zu sich selbst im ausgewogenen Verhältnis zur Nächstenliebe steht, dann steht auch das Nein und die Grenzziehung unter dem Vorzeichen der Liebe und nicht der Angst, sich zu verlieren.

Die erste Kompetenz zur Hilfsverweigerung hat den Anderen im Fokus. Der um Hilfe Gebetene verweigert die Hilfe, damit sich die Selbstwirksamkeit des anderen, seine Selbstständigkeit und eigene Stärke entwickeln können. Hinter dem Nein steht das Ja zum Anderen, selbst dann, wenn dieser zunächst enttäuscht ist. Das Ziel, den anderen in die Selbstständigkeit zu führen, ist gleichzeitig die Verhinderung der „gelernten Hilflosigkeit“. Gerade im Umgang mit süchtigen und abhängigen Menschen bedarf es an dieser Stelle der besonderen Kompetenz, in der Ablehnung zugewandt zu bleiben. Das Neinsagen - und den Anderen damit zu enttäuschen – ist in solchen Beziehungen therapeutische und pädagogische Methode und kann dann heilsam wirken, wenn sie in der Grundhaltung des Ja der Liebe bleibt und nicht des Kampfes um Macht und Vorherrschaft. Das sind oft Gratwanderungen, die der Selbstreflexion und des Feedbacks bedürfen. Voraussetzung für das Nein in der grundsätzlichen Bejahung ist die Unabhängigkeit von der eigenen Helferrolle. Die Ablehnung und der Widerstand, die eine klare Grenzziehung mit sich bringen können, treffen dann nicht das innerste Befinden des Helfenden, wenn sich sein Selbstwert nicht ausschließlich durch Anerkennung und Dank nährt, die das „Gutsein“ des Helfers belohnen.

Wer in der Ausgewogenheit des „In-der-Liebe-Seins“ bleibt, das alle drei Ausrichtungen der Liebe: auf Gott, auf den Nächsten und auf sich selbst beinhaltet,

wird grundsätzlich ein gutes Maß und Lebensbalance finden. Natürlich gibt es Zeiten und Situationen, in denen die Balance nicht zu halten ist. Für eine durchschnittliche Belastbarkeit ist dies keine Bedrohung. Erst eine chronische Unausgewogenheit führt in die Erschöpfung. In den seltensten Fällen geht es hier um ein schlichtes „zu viel“. Viel mehr handelt es sich um ein verstecktes „Zu wenig“: ein Zuwenig an Nützen von Ressourcen, ein Zuwenig an Selbstfürsorge oder Eingebettetsein in freundschaftliche Beziehungen, an Sinnerfüllung etc.... Die Fragestellung, was eigentlich *fehlt*, wenn das Gefühl einer quantitativen Überlastung wahrgenommen wird, ist zunächst überraschend. Sie lenkt den Blick in eine positive Richtung. Die reine Abwehr ist kein Inhalt. Sie kann ein notwendiger, vorübergehender Schutz sein, aber wenn darüber hinaus keine positive Antwort auf eine überlastende Situation gefunden wird, führt sie zu einer inneren Leere und Isolation. Wer eine Mauer aufbaut, um sich zu verteidigen, wird sich selber einsperren und Gefangener der eigenen Angst bleiben. Eine Grenze hingegen wird markiert, immer neu verhandelt und manchmal überschritten. Ich darf darauf vertrauen, dass sie sich, wenn man achtsam mit sich und dem anderen umgeht, prinzipiell von selbst regulieren wird. Erst im zweiten Schritt, in der Erfahrung, dass wir eben nicht immer achtsam sind, bedarf es der bewussten Abgrenzung. Es ist hilfreich, sich selbst gut einschätzen zu lernen, wie man mit Grenzziehungen umgeht und allenfalls auch Vereinbarungen mit Vertrauten zu treffen, an manchen Stellen mahnend einzugreifen, ohne generell die Selbstkontrolle zu delegieren.

Die Kenntnis um eigene Grenzen und die Art des eigenen Umgang mit ihnen ist auch hinsichtlich des Umgangs mit dem Anderen unerlässlich, stellen sie doch einen wesentlichen Aspekt der eigenen Persönlichkeit dar und ist mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedlich zum anderen. Es gehört vor diesem Hintergrund zum Respekt der Andersartigkeit des Anderen, den jeweiligen Lebensstil mit Grenzen umzugehen nicht zu bewerten und die Verschiedenheit der Belastbarkeit anzuerkennen. „Nicht jeder, der sich in seinem Dienst verzehrt, leidet an einem Helfer-Syndrom.“⁸⁶

Zusammenfassend kann gesagt werden, die Grenze zu sehr im Blickfeld zu haben, verstellt den liebevollen Blick auf den Anderen und auf sich selbst. Ein solch liebevoller Blick resultiert vielmehr aus dem Sein-in-der-Liebe und der dreifachen Bezogenheit des Menschen. Es geht darum, fähig zu sein und zu werden, in einer persönlichen, fest verankerten Freiheit helfen zu können. Das bedeutet zum einen, nicht ein innewohnendes Defizit an Selbstwert und Selbstliebe ausgleichen zu müssen durch Helfen, zum anderen, nicht aus einer tief liegenden Angst vor Überforderung und Belastung in eine abwehrende und verweigernde

⁸⁶ Ziemer, In Freiheit helfen, S.10

Grundhaltung zu kommen. Vor diesem Hintergrund wird deutlich: Das Helfer-Syndrom und die generalisierte Abwehr eigenen Helfens haben überraschend die gleiche Wurzel: den Mangel an Selbstvergewisserung und Selbstliebe. Aus der positiven Bezogenheit zu mir als Helfendem im Sinne einer Selbstfürsorge und einer liebevollen Achtsamkeit für die Balance der Beziehungen sind Grenzen notwendig und heilsam. Dann wird der Rückzug nicht zur Abkehr, sondern zum Atemholen in der grundsätzlichen Zugewandtheit, so wie Jesus sich – auch für andere überraschend und enttäuschend – zurück

gezogen hat, um eben nicht bloß auf Erwartungen der anderen zu reagieren, sondern seinen – für die anderen unverständlichen - Weg zu gehen.⁸⁷

⁸⁷ Dies kommt etwa in Joh 6 besonders gut zum Ausdruck. Hier widersteht Jesus der Versuchung, sich zum „Brotkönig“ machen zu lassen und als solcher Brot zu *verteilen*. Vielmehr geht es ihm darum, Brot des Lebens zu *sein*. Ähnlich verhält er sich in der Abwehr der ersten Versuchung in der Versuchungsgeschichte. (Lk 4,3ff)

Abstract

„Helfen“ stellt eine komplexe Beziehungsform dar. Es ist auf der einen Seite tief im Menschen angelegt, in seinem grundsätzlichen Angewiesensein und seinem Drang zu helfen. Auf der anderen Seite gilt es, diese Veranlagung zu kultivieren, denn das Helfen ereignet sich in den widersprüchlichen Strebungen nach Gemeinschaft und Liebe einerseits und dem Streben nach Geltung und Macht andererseits und steht in der Gefahr, zu Verstrickungen zu führen und eben nicht „hilfreich“ zu werden. In Jesu Beispielerzählung vom „barmherzigen Samariter“ (Lk 10,25-38) begegnet uns ein Vor-Bild eines idealtypischen Helfens, das in acht Aspekten betrachtet wird. Letztlich finden diese immer ihre Wurzel und ihr Maß im Doppelgebot der Liebe. „Hilfreiches Helfen“ ist demnach nicht bloß richtiges, äußeres Verhalten oder eine Methode, sondern ein Symptom eines Seins, dem Sein in der Liebe, das in konkreten Situationen des Lebens sich zeigt und entwickelt werden will. „Helfen“ ist wie eine Mitgift der Schöpfung, ein Rohmaterial, das verantwortet und zu einer schönen Form gestaltet werden will.

Literaturverzeichnis

Adler, Alfred: Menschenkenntnis, Frankfurt am Main/Hamburg, 1966

Adler, Alfred: Wozu leben wir? Frankfurt am Main 1979.

Bach, Ulrich: Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie, Göttingen 1980.

Bauer, Joachim: Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. München, ⁸2014.

Bauer, Walter: Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur, Berlin, ⁵1958

Beetz, Andrea: Darum sollten Enten nicht gefüttert werden. In: Kurier vom 16.10.2016, www.kurier.at

Bonhoeffer, Dietrich: Brevier, München ⁷1991.

Bovon, François: Das Evangelium nach Lukas Bd. 2. Lk 9,51-14,35 [EKK 3/2] Zürich/Düsseldorf 1996..

Campbell, Alaster V.: Nächstenliebe mit Maß: Helferberufe – christlich gesehen. Deutsche Ausgabe, Göttingen 1988.

Domin, Hilde: Gesammelte Gedichte. Frankfurt, ⁵1987.

Dreikurs, Rudolf: Grundbegriffe der Individualpsychologie, Stuttgart ⁶1990.

Drewermann, Eugen: Das Lukasevangelium Band 1. Bilder erinnelter Zukunft: Lk 1,1-12,1. Düsseldorf 2009.

Elliger, Karl: Das Buch der zwölf kleinen Propheten II. Die Propheten Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi: (ATD 25), Göttingen, ⁸1982

Fichtner, Johannes: Art. plesion (nahebei) B. plesion in der Septuaginta und der ‚Nächste‘ im Alten Testament. In: ThWNT VI (1959), 310-314.

Fuchs, Ottmar: Religiös motivierte Lebenshilfe in interreligiösen und interkulturellen Kontext. In: WzM 66 (2014), 202-217.

Hausmann, Clemens: Handbuch Notfallpsychologie und Traumabewältigung. Grundlagen, Interventionen, Versorgungsstandarts. Wien 2003

Huizing, Klaas: Scham und Ehre. Eine theologische Ethik, Gütersloh 2016.

Kessler, Rainer: Der Weg zum Leben. Ethik des Alten Testaments, Gütersloh 2017.

Körtner, Ulrich H.J.; Ethik im Krankenhaus. Diakonie-Seelsorge-Medizin, Göttingen 2007.

Lieben, Christl: Die Liebe kommt aus dem Nichts. Wenn sie uns berührt, nehmen wir Gestalt an, Berlin/München 2014.

Luther, Henning: Leben als Fragment. Der Mythos von der Ganzheit. In: WzM 43 (1991), S. 262-273.

Luther, Henning: Alltagssorge und Seelsorge: Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens. In: WzM, 38 (1986), S. 2-17.

Reichl René (Hg): Beratung, Psychotherapie, Supervision. Einführung in die psychosoziale Beratungslandschaft, Wien 2005.

Riemann, Fritz: Grundformen der Angst, München ⁴¹2013.

Rüegger, Heinz/Sigrist, Christoph: Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich 2011.

Schibilsky, Michael: Ethik der Menschenwürde. Das Menschenbild in der Diakonie – gegenwärtige Herausforderungen. In: Schilisky, Michael (Hg): Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, S. 209-227.

Scobel, Walter Andreas: Was ist Supervision? Göttingen ⁴1997.

Schmidbauer, Wolfgang: Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe, Reinbek bei Hamburg 1977.

Schmidbauer, Wolfgang: Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe, Reinbeck bei Hamburg 1983.

Sigrist, Christoph/ Rüegger, Heinz (Hg): Helfendes Handeln im Spannungsfeld theologischer Begründungsansätze, Zürich 2014.

Söding, Thomas: Nächstenliebe. Gottesgebot als Verheißung und Anspruch, Freiburg im Breisgau 2015.

Stollberg, Dietrich: Helfen heißt herrschen. Zum Verhältnis von Theologie und Psychologie. In: PTh 77 (1988), S. 473-484.

Theißen, Gerd: Universales Hilfsethos im Neuen Testament? Mt 25,31-46 und Lk 10,25-37 und das christliche Verständnis des Helfens. In: Glaube und Lernen, 15 (2000), S. 22-37.

Theißen, Gerd: Die Bibel diakonisch lesen. Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. In: Schäfer, Gerhard K./Strohm, Theodor (Hg), Diakonie- biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag, Heidelberg 1990, S.376-401

von Schlippe, Arist/Schweitzer, Jochen: Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung Band I. Das Grundlagenwissen. Göttingen ²2013.

Ziemer, Jürgen: In Freiheit helfen. Zur psychologischen und theologischen Problematik der helfenden Berufe, in: ZdZ 44 (1990), S. 6-11.

Internetseiten:

<http://www.gesundheitsbild.de>, zuletzt aufgerufen am 12.5.2018.

Steffensky, Fulbert: Wider die Angst vor dem Unglück, http://www.diakonie-baden.de/fileadmin/documentpool/Diakonie_Baden/events/Kongress_Soziale_Arbeit/Kongress_Soziale_Arbeit_2014_Prof_Dr_Steffensky_GLUECK.pdf, zuletzt aufgerufen am 16.6. 2018

<https://de.wikipedia.org/wiki/Tahara>, zuletzt aufgerufen am 12.5.2018

http://www.pflegewiki.de/wiki/Erlernte_Hilflosigkeit, zuletzt aufgerufen am 12.5.2018

<https://de.wikipedia.org/wiki/Vier-Seiten-Modell>

Dank

Am Ende dieser Arbeit ist es mir ein Bedürfnis, Dank auszusprechen:

Univ.Prof. Engemann für die Bereitschaft, die Arbeit zu begleiten, zu lesen und zu beurteilen.

Freunde haben mich begleitet, unterstützt und in Gesprächen und Feedback mir geholfen, meine Gedanken zu formulieren. Meine Partnerin, Bärbel Tesche, hat mich ermutigt, ertragen und mit großer Genauigkeit Tipp- und andere Fehler korrigiert. Martin Klonk hat mich mit Geduld computertechnisch unterstützt. Johannes Modeß hat mich besonders durch die Nähe zum wissenschaftlichen Arbeiten wertvolle Hinweise zur aktuellen Zitierweise gegeben und wie meine Freunde Jörg Barthel, Marianne Nauber, Michael Nausner, Christine Hubka, Matthias Geist und Stefan Moll durch Feedbacks, Gespräche, Hinweise und Anregungen ermutigt und zu vertieften Einsichten und präziseren Formulierungen verholfen.

Ich bin zu tiefst dankbar um Freunde, ohne die es schwerer gewesen wäre, neben meiner Arbeit als Gefängnispfarrer diese Arbeit zu schreiben.

Wien, im Juni 2018